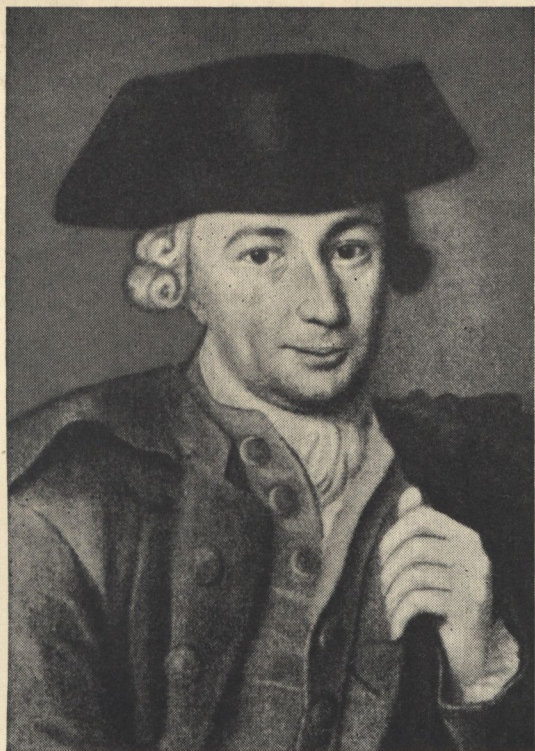


ZEUGEN DES GEGENWÄRTIGEN GOTTES



Heinrich Steege

Johann Georg Hamann

Ein Prediger in der Wüste



BRUNNEN-VERLAG GIESSEN UND BASEL

Johann Georg Hamann

ist als der „Magus des Nordens“ bis auf den heutigen Tag vielen ein Wegweiser zur Wahrheit. Wie einst die drei Weisen aus dem Morgenlande kamen, den neugeborenen König der Juden zu suchen, weil sie seinen Stern gesehen, so hat dieser Mann ein ganzes Leben lang durch Schuld und Irrtum, Armut und Not hindurch der verborgenen Herrlichkeit dieses Königs nachgespürt, der Gnade und Wahrheit des Gottes, der sich zu uns herabgelassen.

Das Leben Hamanns, wie es der Verfasser hier in geschickter Verflechtung mit seinem schriftstellerischen Werk darstellt, macht besonders deutlich, unter wieviel Druck und Unvollkommenheit des familiären und beruflichen Lebens dieser „Prediger in der Wüste“, wie er sich selbst bezeichnet hat, seiner geistigen Aufgabe treubleib, ja, daß ihn die Anfechtung von außen erst zum Erkennen und Erfüllen dieser Aufgabe brachte.

Die wichtigsten Schriften Hamanns werden im einzelnen behandelt, ihre geistesgeschichtliche Bedeutung als erste und nahezu einzige Auflehnung seiner Zeit gegen die damalige Herrschaft des Vernunftglaubens gewürdigt.

Wer der Wegweisung Hamanns folgt, wird für die Offenbarung und Selbstmitteilung Gottes die Augen neu geöffnet bekommen und sich ihr dankbar anvertrauen.

Band 71 der Sammlung
„Zeugen des gegenwärtigen Gottes“

Johann Georg Hamann

Ein Prediger in der Wüste

Von
Heinrich Steege



BRUNNEN-VERLAG · GIESSEN UND BASEL

INHALTSVERZEICHNIS

Zeuge der Wahrheit	5
Irrwege der Jugend	8
„Ein anderer wird dich führen“	11
Begegnung mit dem Wort	14
Deuter und Verkündiger	18
Trennung	22
Christus und Sokrates	26
Widersacher und Freunde	33
Harte Dienstjahre	38
Im Kampf mit der neuen Weltanschauung	50
Absage an Kant	57
Theologie des Kreuzes	61
Um den Abend wird es licht	68
Fahrt ins Reich und Heimfahrt	74

Zeuge der Wahrheit

Es ist ein seltsamer Mann, mit dem die folgenden Blätter uns bekanntmachen möchten. Zweifellos gehört er zu den geistigen und literarischen Größen seiner Zeit. Kant und Herder, Claudius, Lavater und Goethe haben zu ihm aufgeschaut. Nur merkwürdig: selbst in literaturbeflissenen Kreisen mag es wenige geben, die viel mehr als seinen Namen wissen. Das ist leicht zu erklären. Es gibt unter den zahlreichen Veröffentlichungen unseres Denkers kaum eine Schrift, die gut und leicht zu lesen wäre. Hamann führt eine dunkle, unverständliche Sprache. Die Gedanken drängen bei ihm in einer solchen Fülle und Mächtigkeit hervor, daß ihm die Bändigung und Formung sehr schwer wird. Es ist auch gar nicht wirklich sein Bemühen, hell und klar, für jeden einsichtig und faßbar zu reden und zu schreiben. Es geht ihm nicht darum, populär zu werden. Ja, er meint sogar, daß das, was er zu sagen hat, der Menge, auch der geistig bewegten und interessierten, notwendig dunkel und verhüllt bleiben muß und nur den ganz wenigen, die wirklich nach der Wahrheit fragen, sich mitteilt.

Aber was ist das für eine merkwürdige Sache: einer, der sich berufen weiß, als Publizist, als Autor zu wirken, und dabei doch von vornherein darauf verzichtet, wirklich an die Öffentlichkeit zu dringen und das Ohr der Menschen zu erreichen!

Freilich ist das nicht die einzige Widersinnigkeit dieses Lebens. Es hängt hiermit eng zusammen, daß er, der Zeuge sein wollte, Zeuge der Wahrheit, gerade um dieser übermächtigen Wahrheit willen sich nicht meinte in die schlichte Ordnung eines irdischen Berufes fügen zu können, auch nicht in die Ordnung des

geistlichen Amtes. Dabei hat er aus der Not keine Tugend gemacht. Er hat diesen seinen Weg nicht andern empfohlen; vielmehr hat er den Freund ermuntert, Theologie zu studieren und ein Prediger des Evangeliums zu werden. Er selbst mußte, so hart und bitter das war, ihm selbst und andern unverständlich, als Angestellter des Zolls und städtischer Packhofverwalter sein Leben fristen, bis ihm die Freundlichkeit einiger ihm wohlgesinnter Menschen zu einem etwas freundlicheren Lebensabschluß verhalf. Er ist also in keiner Weise ein erfolg- und ruhmgekrönter Mann gewesen. Seine äußere Lebenshaltung war vielmehr in mancher Hinsicht durchaus fragwürdig, bis hin zu jener merkwürdigen Tatsache, daß er, der doch lebenslang um die Heiligung vor Gott rang, in einer Ehe lebte, die kirchlich nicht eingesegnet war, und die ihm selber nicht als eine wirkliche Lebensgemeinschaft erschien.

Aber nun ist in diesem scheinbar ganz bedeutungslosen und fragwürdigen Leben doch etwas, was bis auf den heutigen Tag viele aufhorchen läßt. Schon die Zeitgenossen haben das gemerkt. Einer, Friedrich Karl v. Moser, Regierungspräsident in Hessen-Darmstadt, schrieb ihm 1760: „Sie haben den Stern gesehen! Lassen Sie andere Irrwischen folgen!“ Er hat dabei sicher an die Geschichte von den Weisen aus dem Morgenlande gedacht, an die Hamann selbst in einem kleinen Aufsatz zum Epiphaniensfest des Jahres 1761 erinnert. Darin hebt er hervor, daß der Wandel eines Christen in dieser Welt ebensowenig durch vernünftige Beweggründe zu erklären und durch sichtbare Erfolge zu rechtfertigen sei wie die Reise jener Magier in ein fremdes Land, um einem fremden Könige zu huldigen. Es gebe eben „Handlungen höherer Ordnung, für die keine Gleichung durch die Elemente dieser Welt her-

ausgebracht werden kann“. Und der Wandel eines Christen sei „das Meisterstück eines unbekanntes Genies, das Himmel und Erde für den einigen Schöpfer, Mittler und Selbsterhalter erkennt und erkennen wird in verklärter Menschengestalt“.

Vielleicht merken wir diesen Worten an, was das für ein Mann ist, der so zu uns spricht. Er läuft nicht, wie die anderen, Irrwischen nach. Er glaubt denen nicht, die das natürliche Licht, das Licht der Vernunft, preisen und verherrlichen und mit ihm auszukommen meinen. Er hat den Stern gesehen. Er weiß, wo uns Menschen in unserer Todesnacht das Licht leuchtet. Und er wird ein Zeuge des Lichtes, — ein Zeuge und Verkünder der Offenbarung des lebendigen Gottes im Wort der Heiligen Schrift. Es sind seit den Tagen der Reformation nicht viele gewesen, die so klar, so unerbittlich die Wahrheit, von der Luther und seine Mitstreiter bewegt waren, ans Licht gebracht haben. Er war kein bequemer Zeuge. Nicht mit Ehre und Anerkennung hat man ihn überhäuft. Er stand unter seinen Zeitgenossen als ein „Prediger in der Wüste“, wie er selber gesagt hat, und das ist ihm bis auf den heutigen Tag so ergangen, — ihm wie allen, die das gleiche Zeugnis vertreten. Und doch hängt für uns heute alles daran, daß gerade dieses Zeugnis wieder unter uns Gehör finde.

Zeuge der Wahrheit wird kein Mensch aus sich selber. Wohl haben die Menschen ihre verschiedenen Meinungen und Weltanschauungen. Aber der Wahrheit bleiben sie fern, bis diese sich selber Gehör verschafft, Menschen in Dienst und Gehorsam nimmt und unter ihren Befehl stellt. Das ist das Wunder und Geheimnis ewiger Barmherzigkeit, daß Gott sich keinem Menschen, keinem Volk, keinem Geschlecht unbezeugt

läßt, daß er auch in einer Zeit allgemeinen Abfalls einzelne erweckt und zurüstet, sich dem Geiste des Unglaubens entgegenzustellen. Dafür haben wir ein Beispiel, wenn wir den Lebensweg Hamanns überdenken.

Irrwege der Jugend

Als Johann Georg Hamann am 27. August 1730 im ostpreußischen Königsberg seinen Lauf begann, war die sog. „Aufklärung“, die von Frankreich und England ihren Ausgang genommen, bereits zu einer das deutsche Geisteswesen bestimmenden Macht geworden. In seinem Elternhause hatte sie freilich keinen Eingang gefunden. Hier herrschte vielmehr der Geist schlichter Frömmigkeit, wie ihn der Pietismus in weiten Volkskreisen hatte heimisch werden lassen. Der Vater, der aus der Lausitz herübergewandert war, bekleidete das Amt eines Wundarztes und stand als „altstädtischer Bader“ bei der Bevölkerung in hohen Ehren. Nie ist er darum der Versuchung erlegen, an anderen Orten und in anderen Stellungen sein Glück und seinen Ruhm zu vermehren, obwohl ihm dazu oft Gelegenheit geboten wurde. Die Mutter, die aus Lübeck stammte, war darin mit ihm gleichen Sinnes. Eine stille, emsige Hausfrau, die, was der Vater sauer erwarb, mit Umsicht zu hüten verstand. So ging es den Eltern nicht übel; aber sie lebten auch nicht im Überfluß.

Im Geiste schlichter Frömmigkeit suchten sie ihre beiden Söhne zu erziehen. Hamann hat stets mit großer Dankbarkeit und Ehrerbietung von den Eltern gesprochen. Sie waren, wie er sagt, „Feinde des Müßiggangs und Freunde göttlicher und menschlicher Ord-

nung“. Sie sorgten dafür, daß die Kinder frühzeitig von guten Lehrmeistern unterwiesen wurden, und überwachten selber gewissenhaft den Fortgang des Unterrichts. Streng war, dem Geiste der guten alten Zeit entsprechend, die Erziehung. „Lügen, Umtreiben und Näscherei waren drei Hauptdinge, die uns nicht vergeben wurden, und denen wir niemals Erlaubnis hatten, uns zu überlassen.“

Johann Georg war ein sehr begabter Junge. Das bedeutete, wie er später erkannte, von früh auf eine Gefahr für ihn, zumal die Eltern es bei der Erziehung an einem festen Plan fehlen ließen, die Hauslehrer oft wechselten und der Umgang mit gleichaltrigen Freunden lange versagt war. So entwickelte sich Hamann zum Bücherwurm, der sich, wie er sagt, „mit einer Menge Wörtern und Sachen überschüttet fand, ohne davon Verstand, Grund, Zusammenhang und Gebrauch zu kennen“.

Als er sich Ostern 1746, kurz nach der Einsegnung, noch nicht 16 Jahre alt, bei der Universität seiner Vaterstadt einschreiben ließ, fand dieser Wissensdurst reiche Nahrung. Aber während sein Geist „in den Vorhöfen der Wissenschaft umherschweifte“, während er, Philosophie und Theologie, Mathematik und Rechtsgelehrsamkeit studierend, auf allen Gebieten daheim zu sein trachtete, verlor er den Beruf, den er gefunden zu haben glaubte. Er ließ den Plan, ein Prediger des Evangeliums zu werden, aus nichtigen Scheingründen fahren und gab sich statt dessen „den sogenannten schönen und zierlichen Wissenschaften, Poesie, Romanen, Philologie und französischen Schriftstellern . . .“ hin. Ein Universalgenie, konnte er sich nicht dazu verstehen, ein Fachstudium zu ergreifen und sich für einen Beruf zu rüsten. Vielmehr wollte er „nach Nei-

gung, zum Zeitvertreib und aus Liebe zu den Wissenschaften selbst“ studieren, gewiß, „daß es besser wäre, ein Märtyrer denn ein Tagelöhner und Mietling der Musen zu sein“.

Freilich, es kam bald die Zeit, wo er darüber ganz anders dachte. Er hat es tief bereut, daß er die Gelegenheit, etwas Ordentliches zu lernen und soliden Grund zu legen, nicht treuer und gewissenhafter wahrgenommen; daß er den sauren Schweiß seines Vaters durchgebracht und seine Hoffnung, Früchte seiner mit viel Entsagung und Selbstverleugnung geübten Aufwendungen zu sehen, zunichte gemacht; daß er seine Gaben und Kräfte, die dem Dienste Gottes und der Menschen hätten geweiht sein sollen, mißbraucht, verstümmelt und verdorben hatte. „Was für ein Unsinn läßt sich in runden und wohl lautenden Worten ausdrücken!“

Leider hat diese Reue, so aufrichtig sie sein mochte, ihn nicht vor neuen Irrwegen bewahrt. Es ist merkwürdig: wer das Leben Hamanns überblickt, wird bemerken, daß sich die von ihm mit Recht beklagten Verfehlungen und Versäumnisse immer von neuem wiederholen, und daß mitten durch alle Irrungen der eigenen Wege hindurch ein anderer mit ihm seinen Weg geht und durch ihn seinen Ruhm verkünden läßt. Ob es sich mit unser aller Leben nicht ähnlich verhält, soweit es überhaupt jenen verborgenen ewigen Hintergrund durchscheinen läßt?

Jedenfalls verließ Hamann die Hochschule, als ihm des Studierens genug dünkte, stark berührt von den schöngeistigen, künstlerischen und philosophischen Interessen der Zeit, angeregt und befruchtet durch mancherlei freundschaftliche, gesellige Verhältnisse, die er durch das ganze Leben bewahrt hat, aber schlecht gerüstet für einen praktischen Lebensberuf. Er empfand

diesen Mangel zunächst nicht. Drang nach dem Leben und nach eigener Lebensgestaltung ließ den kaum Großjährigen sich von Heimat und Elternhaus losreißen und den Beruf eines Erziehers und Hausmeisters ergreifen. Auf eigenen Füßen stehend, als Menschenbildner andern zu innerer und äußerer Selbständigkeit zu verhelfen, das erschien ihm als ein Lebensziel, für das der Einsatz sich lohnte. Dabei stand ihm ein hohes Ideal vor Augen. Er machte es sich und allen in der Bildungsarbeit Stehenden zur Pflicht, die Geschöpfe Gottes als lebendige Seelen zu achten, denen gegenüber es verwehrt sei, „sie in Puppen, Affen, Papageien oder sonst etwas noch Ärgeres zu verwandeln“.

Dieses heiße Bemühen aber, das Leben in freier Entwicklung und Selbstentfaltung bei sich und andern zur Vollendung zu bringen, führte, da es an der Zucht des Geistes fehlte, bei allem hohen Idealismus in die äußere und innere Katastrophe. Die letzte Etappe dieses Weges war jene für sein Leben so folgenreiche Londoner Geschäftsreise vom Jahre 1756, von der wir noch hören werden.

„Ein anderer wird dich führen . . .“

Manche Enttäuschung war diesem Zusammenbruch, der zur heilsamen Lebenswende werden sollte, vorangegangen. Aus der ersten Hauslehrerstelle auf einem Gutshofe in Livland wurde er bald in Ungnaden entlassen, da er es gewagt hatte, einer unverständigen Mutter ins Gewissen zu reden, die ihr einziges Kind heillos verzog. Später mußte er sich sagen, daß wir von Natur geneigt sind, unsere Bemühungen zu über-

schätzen: „Ich ging wie ein mutig Roß im Pflug mit vielem Eifer, mit redlichen Absichten, mit weniger Klugheit und mit zu vielem Vertrauen auf mich selbst und Zuversicht auf menschliche Torheiten bei dem Guten, das ich tat oder tun wollte.“ So urteilt er über diesen ersten Versuch.

Aussichtsreicher schien der Dienst im Hause des Generals von Witten auf Gut Grünhof in Kurland sich zu gestalten. Ungebrochen war jedenfalls sein Selbstvertrauen, das ihn dem Vater schreiben ließ: „Nicht zuviel Mißtrauen, wenn ich bitten darf, und nicht gar zuviel Anteilnahme! Sie müssen mich jetzt schon dem lieben Gott und mir selbst überlassen. Gott wird Ihre Stelle vertreten, und ich will der Überlegung und dem Gewissen folgen.“ Ähnlich äußerte er sich noch einige Jahre später (1755), als der Vater ihn aufgefordert hatte, nach Hause zurückzukehren, da er, krank an Leib und Seele, entschlossen war, auch die Arbeit in Grünhof aufzugeben. Noch war er nicht bereit, den Rückweg anzutreten. „Entschlagen Sie sich der Sorgen, die Ihrer und meiner Ruhe nachteilig sind“, so schreibt er dem Vater, „der Sorgen für ein Glück, das ich nicht dafür erkennen kann! Die Erde ist des Herrn! Seine Gegenwart und die Vorstellung meiner Pflichten, denen ich lebe, möge mir allenthalben nahe sein . . . Ich habe noch Herz genug, mehr zu erfahren, mehr zu leiden, mehr zu übernehmen.“

Den Worten merkt man freilich das Aufkommen innerer Unsicherheit an. Der, der darauf brannte, „sich selber führen zu lernen“, begann die Grenze und das Ende dieses Unternehmens zu ahnen. Aber noch ein letzter Versuch wurde unternommen. Noch fehlte seinem Leben die rechte Mitte, von der er in seinem Lebenslauf einmal spricht: „Wenn unsere Seele erst

ihren Mittelpunkt in Gott findet, so verläßt derselbe sie in ihrer Bewegung nicht mehr. Sie bleibt ihm, wie die Erde der Sonne, getreu. Und alle übrigen Neigungen richten sich wie die Monde nach ihrem ursprünglichen und eigentümlichen Eindruck des Schwunges und ihres Laufes.“ Noch wußte er nichts von diesem Mittelpunkt, und darum mangelte seinem Wesen die Ruhe, seinem Arbeiten die Stetigkeit und klare Zielstrebigkeit, die nötig ist, wenn es zu einem gesegneten Lebenswerk kommen soll.

So lag über all diesen Jahren seiner Jugend ein dunkler Schatten. Schwer rang der Jüngling mit den erwachenden natürlichen Leidenschaften. Krankhafte Hypochondrie umdüsterte das Gemüt des zu grüblerischer Schwermut Veranlagten, häufige Krankheiten bedrängten den mit einer schwächlichen Körperkonstitution Behafteten. Gefühlsweichheit und übermäßige Schüchternheit erschwerten ihm den Umgang mit Freunden. Auf der andern Seite dieser unbändige Wille, sein eigener Herr zu sein, auf eigenen Füßen zu stehen. Er ließ ihn der Versuchung erliegen, der Aufforderung seines Studienfreundes Christoph Behrens nach Riga zu folgen. Behrens hatte Gefallen an der geistigen Regsamkeit und Gewandtheit des jungen Mannes und bewog ihn, in sein Geschäft einzutreten und sich der Nationalökonomie zuzuwenden. Hamann begann seine neue Tätigkeit mit der Übersetzung eines französischen Werkes: „Über die Vor- und Nachteile von Frankreich und England in Ansehung des Handels“ und zeigte dabei besonderes Verständnis und eindringenden Tiefblick. So wurde er bestärkt in seinem Vertrauen, auf dem richtigen Wege zu sein. Darum konnten ihm auch die ernstesten Eindrücke, die ihm gerade um diese Zeit, an das Sterbebett der

Mutter gerufen, zuteil wurden, in seinem Vorhaben nicht wankend machen. Vielmehr verließ er gleich nach ihrer Bestattung heimlich das Elternhaus, dem Vater nur sein Bild als Andenken zurücklassend, und kehrte nicht, wie er versprochen, in das Haus des Generals zurück, sondern stellte sich seinen neuen Freunden zur Verfügung, die ihn die schon erwähnte Geschäftsreise antreten ließen, welche ihn über Lübeck, Hamburg und Amsterdam im April 1757 in die englische Hauptstadt führte.

Eine große Torheit war es, den ganz Unkundigen für diesen Auftrag, der dann auch völlig mißriet, einzusetzen. Aber es wurde Hamann nachträglich gewiß, daß hier eine ganz andere Hand im Spiele war. Während er in seiner weltlichen Mission nichts erreichte und in keiner Weise das in ihn gesetzte Vertrauen rechtfertigen konnte, während die Handelsherren, die er aufsuchte, über seine Unfähigkeit lächelten und ihm selbst der russische Botschafter, der sich seiner verständnisvoll annahm, nicht zu helfen vermochte, so daß er, zweimal aller seiner Mittel beraubt und tief in Schulden geraten, der Verzweiflung nahekam, rückte die Stunde heran, die unerwartete Hilfe bringen sollte.

Begegnung mit dem Wort

Die Weltstadt, die ihn, den innerlich haltlosen Sinnesmenschen, tiefer noch in das „Getümmel seiner Leidenschaften“ führte, die ihm aber auch seine Weltverlorenheit, sein gänzliches Preisgegebensein an die Mächte des Verderbens zum Bewußtsein brachte, ließ ihn falschen Freunden in die Hände fallen. Einem, der des Lautenspiels kundig, hatte er, der seit frühe-

ster Jugend sich mit Begeisterung dieser Kunst hingeben, sich angeschlossen, mußte aber bald innerwerden, daß er rücksichtslos ausgenutzt wurde. So wußte er sich schließlich nur dadurch zu helfen, daß er allem geselligen Verkehr entsagte und allein mit seinen Büchern Zwiesprache zu halten suchte. Aber auch sie erschienen ihm jetzt als „leidige Tröster“.

Als die Not seines Herzens ihren Höhepunkt erreichte, kam die Zeit, die er allein kennt, „die beste Zeit, uns den Anfang seiner Hilfe zu zeigen“. Von allen Freunden dieser Welt verlassen, bat er Gott um einen Freund und fand ihn in seinem eigenen Herzen, „da ich die Leere und das Dunkle und das Wüste desselben am meisten fühlte“.

Der Freund, der ihm, wie er schreibt, den Schlüssel zu seinem Herzen geben konnte, den Leitfaden aus seinem Labyrinth, war das von ihm wohl gekannte, aber nicht recht geachtete Bibelbuch. Längst hatte er, der so viele Bücher verschlang, auch die Heilige Schrift zu Rate gezogen. Er hatte das Alte Testament einmal, das Neue zweimal gelesen. Aber den rechten Zugang hatte er nicht gefunden. Als er nun von neuem den Anfang machen wollte, schien es ihm, „als wenn ich eine Decke über meiner Vernunft und meinem Herzen gewahr würde, die mir dieses Buch das erstemal verschlossen hatte“. Daher nahm er sich vor, „mit mehr Aufmerksamkeit und mit mehr Ordnung und mit mehr Hunger dasselbe zu lesen und meine Gedanken, die mir einfallen würden, dabei aufzusetzen“.

Als er am 13. März 1758 mit der Durchführung dieses Vorhabens begann, war damit der Anfang des neuen Lebens gegeben. Das Wort, das er las, gab dem Verzweifelnden neuen Grund unter die Füße. Es wurde ihm zu einer neuen Offenbarung. „Je weiter ich kam,

je neuer wurde es mir, je göttlicher erfuhr ich den Inhalt und Zielpunkt desselben. Ich vergaß alle meine Bücher darüber, ich schämte mich, selbige gegen das Buch Gottes jemals verglichen, jemals sie demselben zur Seite gesetzt, ja, jemals ein anderes demselben vorgezogen zu haben.“

Was ihm als das unerhört Neue und Überraschende bei diesem Schriftstudium aufging, war dieses, daß ihm die Geschichte, um die es in der Heiligen Schrift geht, nicht mehr als eine fremde Geschichte erschien; vielmehr erkannte er „seine eigenen Verbrechen in der Geschichte des jüdischen Volkes“, las seinen eigenen Lebenslauf, wenn er sich den Lebensweg der biblischen Menschen vor die Augen stellte, und „dankte Gott für seine Langmut mit diesem seinem Volk, weil nichts als ein solches Beispiel mich zu einer gleichen Hoffnung berechtigen konnte“. Die „Einheit des göttlichen Willens“ erkannte er „in der Erlösung Jesu Christi, daß alle Geschichten, alle Wunder, alle Gebote und Werke Gottes auf diesen Mittelpunkt zusammenliefen, die Seele des Menschen aus der Sklaverei, Knechtschaft, Blindheit, Torheit und dem Tode der Sünde zum größten Glück, zur größten Seligkeit und zur Annehmung solcher Güte zu bewegen, über deren Größe wir uns noch mehr als über unsere Unwürdigkeit und die Möglichkeit, uns derselben würdig zu machen, erschrecken müssen, wenn sich uns selbige offenbaret“.

Als er am Abend des 31. März das fünfte Kapitel des fünften Buches Mose las, verfiel er „in ein tiefes Nachdenken, dachte an Abel, von dem Gott sagte: Die Erde hat ihren Mund aufgetan, um das Blut deines Bruders zu empfangen . . . Ich fühlte auf einmal mein Herz quillen, es ergoß sich in Tränen, und ich

konnte es nicht mehr meinem Gott verhehlen, daß ich der Brudermörder, der Brudermörder seines eingeborenen Sohnes war. Der Geist Gottes fuhr fort, mir das Geheimnis der göttlichen Liebe und die Wohltat des Glaubens an unsern gnädigen und einzigen Heiland fort und fort zu offenbaren.“

So erfuhr Hamann die Wunderkraft des Wortes in Gericht und Gnade, in Beugung und Aufrichtung. Er betont, „daß dieses Wort ebenso große Wunder an der Seele eines frommen Christen tut als diejenigen, die in demselben erzählt werden“. Ja, er schließt seinen Lebenslauf mit „einem aufrichtigen und herzlichen Dank Gottes für sein seligmachendes Wort, das ich geprüft und gefunden als das einzige Licht, nicht nur zu Gott zu kommen, sondern auch uns selbst zu kennen“; er preist dieses Wort „als das teuerste Geschenk der göttlichen Gnade, das die ganze Natur und alle ihre Schätze so weit übertrifft als unser unsterblicher Geist den Leib des Fleisches und Blutes; als die erstaunlichste und verehrungswürdigste Offenbarung der tiefsten, erhabensten, wunderbarsten Geheimnisse der Gottheit . . . ; als das einzige Brot und Manna unserer Seele, dessen ein Christ weniger entbehren kann als der irdische Mensch seiner täglichen Notdurft“.

So hat Hamann die große Wende seines Lebens erfahren. Er sieht Gott und die Welt in einem neuen Lichte; er weiß nun, daß es ohne Glauben an Jesus Christus unmöglich ist, Gott zu erkennen, „was für ein liebevolles, unaussprechlich gütiges und wohltätiges Wesen er sei, dessen Weisheit, Allmacht und alle übrigen Eigenschaften nur gleichsam Werkzeuge seiner Menschenliebe zu sein scheinen“. Ebenso deutlich ist es ihm aber auch, daß es ohne Christus und den Glauben, den der Geist wirkt, unmöglich ist, sich selbst und

den Nächsten recht zu lieben; „kurz, man muß ein wahrer Christ sein, um ein rechtschaffener Vater, ein rechtschaffenes Kind, ein guter Bürger, ein rechter Patriot, ein guter Untertan, ja, ein guter Herr und Knecht zu sein; und daß jedes Gute ohne Gott unmöglich ist, ja, daß er der einzige Urheber desselben ist“.

Er sieht über seinem Leben trotz Schuld und Verstrickung ein großes Licht, eine große Hoffnung und ist voller Zuversicht: „Wenn ich das große Gut, die unschätzbare Perle, den Preis, zu dem mich Gott hat geboren werden lassen, von ihm erhalte, — wie sollte ich an seiner Regierung meines ganzen Lebens jetzt zweifeln! Das Ende desselben ist erreicht. Ich überlasse mich seinem weisen und allein guten Willen.“

Deuter und Verkündiger

Die Gedanken, die ihm bei seinem Schriftstudium gekommen sind, hat Hamann, wie er sich schon vorgenommen, niedergeschrieben. Man liest diese „Biblichen Betrachtungen eines Christen“ heute noch mit großem Gewinn. Es sind kurze Anmerkungen zu einzelnen Bibelstellen, wie sie nur ein vom Heiligen Geist Erleuchteter niederschreiben konnte, — einer, der von sich bekennt, daß ihn die Anfechtung aufs Wort achten lehrte.

Ihm ist eine große Erkenntnis ganz neu geschenkt worden. Wo er die Schrift aufschlägt, steht er vor dem Wunder der Liebe Gottes. Sie möchte sich uns schenken und mitteilen. Darum hat sie sich aufgemacht, uns zu suchen und zu finden. Darum hat sich Gott zu uns Menschen „heruntergelassen“, und darum gilt von der

Offenbarung Gottes auf der ganzen Linie, „daß sich Gott selbst hat wollen demütigen, um uns den Weg der Demut zu lehren“.

Es ist erstaunlich, wie einfach und zugleich tiefgründig hier von dem Geheimnis der Offenbarung geredet wird, vor der Hamann mit großer Ehrfurcht steht. Das verstanden weder die Rechtgläubigen noch die Liberalen, die Aufklärer, recht. Wie sollten sie es auch begreifen! Sie merkten nicht, daß das Wunder all unser menschliches Begreifen und Verstehen übersteigt. Wer will das fassen, daß Gott in menschlichen Lauten zu uns gesprochen hat, daß der Schöpfer ein Schriftsteller geworden ist, ja, daß er sich angepasst hat an die menschlichen Neigungen und Begriffe, ja sogar an der Menschen Vorurteile und Schwachheiten! Es geht in der Bibel nicht um hohe Gedanken, nein! „Die Schrift kann nicht anders mit uns reden als in Gleichnissen, weil alle unsere Erkenntnis sinnlich, figürlich ist.“ Die „Geistreichigkeit der weltlichen Schreiber“ wird dadurch beschämt, daß Gott „nichtswürdige, verächtliche Dinge, ja Undinge, wie der Apostel sagt, zu Werkzeugen seines geheimen Rats und verborgenen Willens macht, daß er das Alberne, das Seichte, das Unedle geradezu erwählt; daß der Hofstil des Himmelreiches noch immer der sanftmütigste und demütigste ist, und daß der König des Himmelreiches noch immer auf dem Füllen der lastbaren Eselin in der Welt seinen Einzug hält.“

Darum ist und bleibt er ein verborgener König, ein verborgener Gott. Darum gehören „erleuchtete, begeisterte, mit Eifersucht bewaffnete Augen eines Freundes, eines Vertrauten, eines Liebhabers dazu, um in solcher Verkleidung die Strahlen himmlischer Herrlichkeit zu erkennen“. Von den andern gilt: Mit sehen-

den Augen sehen sie nicht! Die Menschen verkennen und mißdeuten vollständig „das vorzügliche Merkmal seiner Menschenliebe, davon die ganze Heilige Schrift voll ist“; sie schmähen und lästern den Geist, der durch das Schriftwort zu ihnen redet, wie man den Sohn Gottes verwarf, als er in der Gestalt Jesu von Nazareth auf Erden erschien. Man wagt es, Gottes Offenbarung in frecher Überheblichkeit vor den Richtstuhl seiner Vernunft und natürlichen Einsicht zu fordern; man glaubt, Gottes Wort nach den eigenen klugen Einfällen und Einsichten, nach den jeweiligen Zeitumständen und dem Geschmack des Jahrhunderts tadeln und verbessern zu dürfen. Seine Menschenliebe dient den schwachen Köpfen zum Spott, da sie, nicht bereit, sich dem Worte zu beugen, vielmehr ihre menschliche Weisheit, ihre Neugierde, ihren Vorwitz und den Geschmack ihrer Zeit im Worte suchen und bestätigt finden möchten. Wohin sollte es aber führen, wenn Gott danach fragen wollte, was die jeweiligen philosophischen Zeitgrößen „annehmungswürdig“ finden? Er würde es den Menschen doch nie recht machen. Hamann bemerkt mit Recht: „Leute, die sich Einsicht genug zutrauen, um eines göttlichen Unterrichts entbehren zu können, würden auch in jeder anderen Offenbarung Fehler gefunden haben. Sie sind die Gesunden, die des Arztes nicht bedürfen.“

Gott fragt nicht nach dem Urteil seiner philosophischen Kritiker, sondern geht zum Heil der Welt seinen Weg in souveräner Überlegenheit. Er ist gewohnt, „seine Weisheit von den Kindern der Menschen getadelt zu sehen“. Indem Gott sich offenbart, indem der Schöpfer der Welt ein Schriftsteller wird, unterwirft er sich der Kritik der Menschen und fordert ihr Urteil heraus. Aber was will solche Kritik des sich

weise dünkenden Verstandes schon bedeuten! Die Wahrheit seines Wortes kann durch seine Kritiker nicht zunichte gemacht werden. Und die Liebhaber der Wahrheit werden durch die Anfechtung nur gelehrt, noch besser aufs Wort zu achten. Mag ihre falsche Meinung von der Bibel und der in ihr sich uns darbietenden Offenbarung Gottes zerstört werden, so kann das nicht schaden. Um so größer wird ihnen das Geheimnis, dem es nachzusinnen gilt: Das Wort ward Fleisch!

Die Einsichten Hamanns eilen seiner Zeit weit voraus. Sie nehmen aller nachfolgenden „Bibelkritik“ eigentlich von vornherein den Wind aus den Segeln. Hamann lehnt es ab, sich mit den gegnerischen Aufklärern auf eine Ebene zu stellen. Er meint nicht, Gottes Wort gegenüber menschlichen Einreden ins rechte Licht setzen zu müssen. Gott ist mit seiner Wahrheit stets in der Offensive, in siegreichem Vordringen; sein Heil, sein neuer Tag kommt und ist im Anbrechen, und dieses Kommen kann nie auch nur entfernt zu einer zweifelhaften, fraglichen Sache werden. Gottes Herablassung, Gottes Demut, wie Hamann sie bezeugt, ist der stärkste Angriff auf alle Überheblichkeit und allen Dünkel der Menschen. Gott hat sich gedemütigt, um uns Demut und Selbstbescheidung zu lehren. Wer sich nicht demütigen will, wer seine Offenbarung nicht annimmt, weil sie ihm nicht angemessen erscheint, wer das Heil bei sich selber, das Licht in seinem Herzen und die Wahrheit in seiner Vernunft sucht, der spricht sich selber das Urteil. Mit diesem Zeugnis stand Hamann in der Welt, und damit hat er bis auf diesen Tag recht behalten.

Trennung

Hamann hat bald erfahren müssen, daß das Bekenntnis der Wahrheit in dieser Welt Opfer fordert und einsam macht. Als er Ende Juli 1758 nach fast zweijähriger Abwesenheit ins Haus seiner Gastfreunde in Riga zurückkehrte, wurde er trotz des ausgesprochenen Mißerfolges seiner Sendung „mit aller möglichen Freundlichkeit und Zärtlichkeit bewillkommenet“. Bis gegen Ende des Jahres lebte er wie ein Verwandter im Familienkreise der Behrensschen Brüder und suchte sich nützlich zu machen, wo und wie er konnte. Er gab Unterricht und half im Geschäft.

Doch erfuhr das gute Einvernehmen bald eine empfindliche Störung. Es kam zum Bruch, als ihm Christoph Behrens die Hand der älteren Schwester, mit der Hamann sich verloben wollte, versagte. Eine große Enttäuschung wurde ihm damit bereitet. Ganz offenbar geschah das wegen seiner veränderten inneren Haltung. Christoph Behrens hatte, wie wir später hören, seinen Lebenslauf „mit Ekel“ gelesen und war nicht bereit, ihn, der in seinen Augen ein Schwärmer und Mucker geworden, in die Familie aufzunehmen. Unter seinem Einfluß zog die Schwester, der Hamann lebenslang ein ehrendes Andenken bewahrt hat, ihr Jawort zurück.

Das machte ihm den Abschied leicht, als er im Januar 1759 Riga verlassen mußte. Der Vater hatte ihn gerufen. Alt und krank, wünschte er den Ältesten in seiner Nähe zu haben, hatte doch der Bruder inzwischen die Heimat verlassen.

Aber es kostete noch manchen harten Kampf, die Brücken ganz hinter sich abzubrechen. Die Welt, der er entfliehen wollte, suchte Hamann wieder zu um-

garnen. Die ihn von sich gestoßen, wollten ihn so leicht nicht fahren lassen. Wir merken es aus den Briefen, die Hamann in dieser Zeit an Johann Gott-helf Lindner in Riga gerichtet hat. Der war eines aus Hinterpommern nach Königsberg versetzten Pfarrers Sohn, mit Hamann von der Jugend her befreundet, ebenso wie seine beiden jüngeren Brüder, die uns noch begegnen werden.

Lindner war zu dieser Zeit Rektor am Gymnasium zu Riga und hatte eben Hamanns jüngerem Bruder zu einem Amt an der Domschule daselbst verholfen. Sein Vertrauen hatte aber auch Christoph Behrens gewon-nen. Er suchte durch ihn mit dem alten Gefährten in Königsberg wieder in Verbindung zu kommen, obwohl dieser jeden direkten brieflichen Verkehr ablehnte. Ein Verhalten, das schroff wirken und dem einstigen großmütigen Wohltäter undankbar erscheinen mußte. Aber es ging Hamann dabei nicht um menschliche Empfindsamkeit, sondern vielmehr um ein klares Be-kenntnis zu Christus. Dafür konnte der weltgewandte Geschäftsmann jedoch keinerlei Verständnis aufbrin-gen. Er glaubte den einst bewunderten Freund im religiösen Wahn befangen und meinte, ihn zu nutz-bringender und zerstreuer Tätigkeit zurückführen zu müssen. Damit hatte er aber wenig Glück. Hamanns Zeugnis, mochte es hier und da auch durch ein etwas übersteigertes christliches Selbstbewußtsein getrübt sein, ließ die Fronten klar hervortreten. Beklagte es der Freund, daß die Frömmigkeit ihn unbrauchbar mache für diese Welt, so entgegnete Hamann: „Wenn die Welt mich für ihren Auskehricht ansieht, — desto besser für mich!“ Daß sich Behrens über sein Beten, Händefalten und Beichten ereiferte, ihn der Heuchelei und des Müßiggangs beschuldigte und mit Schwärmern

und fragwürdigen Geistern in einen Topf warf, konnte ihn an der Richtigkeit seines Weges nicht irremachen. Er weiß, was Gott ihm mit seinem Worte gegeben hat, und bekennt: „Ich lasse es bei den Worten, daß meinen Hunger nichts anderes gestillt hat als dieses Buch, das ich, wie Johannes, geschluckt und die Süßigkeit und Bitterkeit desselben geschmeckt habe.“

Schenkt Gott ihm nun die Gnade, frei von weltlichen Geschäften sich der „Arbeit eines Christen“, dem Bibellesen und dem Gebet, hinzugeben, so soll man ihn deshalb nicht schelten. Er ist überzeugt, daß seine Bestimmung „weder zu einem Kauf-, Staats- noch Weltmann“ ist. Er weiß sich gerufen, „zu beten und zu arbeiten als ein Christ, als ein Pilgrim, als ein Soldat in Friedenszeiten“. Er versichert, daß ihm „jedes Buch eine Bibel und jedes Geschäft ein Gebet“ sei. Darum kann er schreiben: „Der Christ tut alles in Gott. Essen und trinken, aus einer Stadt in die andere reisen, sich darin ein Jahr aufhalten und handeln und wandeln oder darin stillsitzen und harren, sind alles göttliche Geschäfte und Werke.“

Selbst den nächsten Verwandten gegenüber richtet das Zeugnis Schranken auf. „Alle Zärtlichkeiten des Blutes, der Natur sind leere Schalen, die jenen nichts helfen, die wir lieben.“ So schreibt er dem Bruder, um dann fortzufahren: „Wir können unserm Nächsten nichts als Schaden tun und sind wissende oder unwissende Feinde desselben. Durch Gott allein liebt unser Herz die Brüder, durch ihn allein sind wir reich gegen sie. Ohne Jesum zu kennen, sind wir nicht weiter gekommen als die Heiden. In dem würdigen Namen, nach dem wir Christen heißen, vereinigen sich alle Wunder, Geheimnisse, Worte des Glaubens und der wahren Religion.“

Ja, das Zeugnis schafft Trennungen. Aber es schafft auch innerste Verbundenheit als „eine Frucht des Geistes, der auch Freund und Tröster heißt“. Mit welcher Freude erfüllte es Hamann, als er vernahm, daß der zweite Sohn des Pfarrers Lindner, Gottlob Emmanuel, der in Grünhof sein Nachfolger geworden war, sich entschloß, das Theologiestudium wiederaufzunehmen! „Wir müssen uns des Menschensohns und seines Bekenntnisses nicht schämen“, so ermuntert er ihn. Und dann wird sein Herz ganz weit: „Er, den wir nicht sehen, ob er gleich mit uns, in uns und unter uns ist, er, der den Raum füllt, der uns beide voneinander trennt, wolle unsere Herzen auch seinen Gruß hören lassen: Friede sei mit euch!, uns senden zu seinem und seines Vaters Geschäft und unser ganzes Leben zur Würde und Treue seiner Botschafter und Gesandten uns führen lassen.“

Wer ihn seiner angeblich verschrobenen Meinung wegen bedauert und ihn zur weltlichen Klugheit zurückführen möchte, den bittet er: „Lassen Sie mir meinen Stolz in den alten Lumpen!“ „Diese Lumpen haben mich aus der Grube gerettet (Jer. 38). Und ich prange damit wie Josef mit seinem bunten Rock.“

Derselbe aber, der sich nur seiner Lumpen rühmt, nur der Windeln, die uns den Sohn Gottes brachten, nur der schwachen Zeichen und Elemente, an die Gottes ewige Gabe sich bindet, weiß, daß „Gott irdische schwache Gefäße zu seinen Werkzeugen erwählt, die durch ihre Torheit die Weisheit der Schriftgelehrten zuschanden machen sollen“.

Christus und Sokrates

Im Sommer dieses Jahres 1759 kam Christoph Behrens nach Königsberg, da sein jüngerer Bruder, den Hamann unterrichtet hatte, in Unfrieden von daheim fortgegangen war und sich in Hamanns Nähe aufhielt. Behrens suchte den einstigen Freund auf, und fast schien es, als sollte das gute Verhältnis wiederhergestellt werden. Jedenfalls berichtete Hamann seinem Freunde Lindner befriedigt über den in Behrens' Gesellschaft verlebten Abend. Aber die Einigkeit hielt auch diesmal nicht. Behrens gab den Versuch nicht auf, den in seinen Augen Verschrobenen zurechtzubringen. Als das nicht gelingen wollte, reizte ihn das zu Zorn und Bitterkeit. „Ich muß“, so klagt Hamann, „die Türe meines Herzens verschließen und meinen Mund hüten und versiegeln lassen, als wenn er das Grab eines Verführers oder Betrügers wäre.“

Als Behrens einsah, daß es nicht in seiner Macht stehe, den von Gott Bekehrten abfällig zu machen, suchte er nach einem Helfer und fand ihn in dem ihm befreundeten Magister Kant, der seit einigen Jahren an der Königsberger Hochschule wirkte und bald einen großen Namen bekam, da er den neuen Menschheitstag des Vernunftglaubens auf seinen Höhepunkt führen sollte. Hamann ahnte, um was es ging, als die beiden ihn in seiner beschaulichen Zurückgezogenheit aufsuchten. Er empfing sie freundlich, ließ sich aber weder durch des Freundes schmeichelndes Zureden noch durch des Gelehrten kritischen Verstand von seiner Bahn abbringen. Dem letzteren trat er in völliger innerer Freiheit entgegen, so daß er ihm halb im Scherz, halb im Ernst schreiben konnte: „Ich will auf einmal, mein Herr Magister, Ihnen die Hoffnung benehmen, sich über

gewisse Dinge mit mir einzulassen, die ich besser beurteilen kann als Sie, weil ich mehr Data darüber weiß, mich auf Fakta gründe.“ Daß er, dem allgemeinen Urteil zuwider, entschlossen war, dem großen Lehrer Deutschlands die Gefolgschaft zu versagen, sollte bald offenkundig werden.

Wohl gab er dem Drängen der beiden, die ihn aus grüblerischem Nichtstun zu nutzbringender Tätigkeit führen wollten, nach; er wurde Schriftsteller, wie sie es wünschten. Aber er bereitete ihnen dennoch eine bittere Enttäuschung, denn er übte seine „Autorschaft“ nicht in ihrem Sinn. Er wurde kein Verkündiger der aufgeklärten Lehren seiner vernunftgläubigen Zeit; er wurde ein Zeuge des allein wahren Gottes und seiner aller Menschenvernunft ins Gesicht schlagenden Offenbarung in Jesus Christus, dem fleischgewordenen Wort, und er forderte damit dieses Jahrhundert vor seine Schranken.

Der kleinen geist- und kraftvollen Schrift, mit der er auf die Zureden jener „Zween“ den Grund legte zu seiner nachfolgenden schriftstellerischen Wirksamkeit, gab er den Titel: „Sokratische Denkwürdigkeiten für die Langeweile des Publikums, von einem Liebhaber der langen Weile“. Diese Überschrift bedarf, wie die Schrift selbst, besonderer Erklärung.

Hamann hatte die Zeit der Muße im Hause des Vaters, um derentwillen man ihn anfocht, gut angewendet, indem er nicht nur die Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments mit neuem Eifer durchforschte, dazu hebräische und griechische Grammatik und Sprachkunde trieb, zahlreiche Auslegungen heranzog, darunter vor allem Luthers Werke; sein Geist durchmaß auch die Geistesgeschichte alter und neuer Zeit. Er las griechische und lateinische Schriftsteller

und Dichter, und ihm ging auf, daß auch im Heidentum allenthalben Hinweise und Fingerzeige auf die göttliche Offenbarung sich finden, die in Jesus Christus Wirklichkeit geworden ist und im Wort der Heiligen Schrift ihren Niederschlag gefunden hat.

An Sokrates ist ihm das besonders deutlich geworden. Denn indem dieser Heide deutlicher als ein anderer die Grenzen menschlichen Wissens und Erkennens aufzeigte, ja, geradezu beim Eingeständnis seines Nichtwissens: „Ich weiß, daß ich nichts weiß“ endete, schien er ganz nahe bei dem großen Lehrer der Heiden mit seinem Bekenntnis zu stehen: „So jemand sich dünken läßt, er wisse etwas, der weiß noch nichts, wie er wissen soll; so aber jemand Gott liebt, der ist von Ihm erkannt“ (1. Kor. 8, 2 f.). Hamann ist der Meinung, daß dem Heiden Sokrates ein Platz unter den Propheten Gottes gebühre, ja, daß sein Schicksal ihn an die Seite dessen stelle, in dem Gott Mensch wurde und in diese Welt kam, um für die Wahrheit Zeugnis abzulegen. Dies aufzuzeigen, ist der Sinn seines Buches.

Es geht ihm nicht darum, die Lebensgeschichte des Sokrates zu schreiben. Einige Tatsachen sollen in Erinnerung gebracht werden, die für uns heute noch „denkwürdig“ sind, weil sie uns eben deutlich machen, was es ist um den Weg und Beruf des Zeugen der Wahrheit in dieser Welt, und uns andererseits zeigen, was uns Menschen hindert, der Wahrheit bei uns Raum zu geben.

Sokrates wird keineswegs als sittlich einwandfreier und vollkommener Mensch vor uns hingestellt. Er war ein Heide, fern von Christus und vom christlichen Leben, und hatte an der Schuld und Not der von Gott dahingegebenen Menschheit Anteil. Die Schuld besteht im letzten Grunde darin, daß man nicht nach Wahrheit

trachtet, sondern nach dem, was dem natürlichen Sinn gefällt. Dabei stieß man sich an dem Schönsten unter den Menschenkindern, als er als Erlöser erschien, weil er ein Mann der Schmerzen, voller Wunden und Striemen war. So geschah es damals, so geschieht es immer wieder, da die „gesunde Menschenvernunft“, die dieses Verwerfungsurteil spricht, den Christen und Muselmännern heute ebensowenig abgeht wie einst den Griechen und Juden.

Hamann meint nun, Sokrates müsse als Heide irgendwie um diese verborgene Not und Schuld des Menschengeschlechts gewußt haben. Seine ganze Haltung und Lebensführung lege das nahe. Es könne einer nicht davon überzeugt sein, daß er nichts wisse, und doch zugleich an die Güte und Unschuld des menschlichen Herzens glauben. Jedenfalls ist Sokrates für uns vorbildlich nicht durch seine Vortrefflichkeit in Haltung und Lebensführung, auch nicht durch den Reichtum seines geistigen Vermögens, sondern vielmehr durch die Erkenntnis und das Eingeständnis seines Unvermögens und seiner Unwissenheit. Gerade darum konnte ihm das Zeugnis gegeben werden, daß er der Weiseste sei, weil er stets demütig bekennt, er wisse nichts.

Dabei war dieses Bekenntnis für ihn kein angelernter Satz, sondern tiefempfundene Lebenserfahrung. Wie sich aber ein Leichnam von einem lebendigen Wesen unterscheidet, so ist jene lebendige Erfahrung etwas ganz anderes als der bloß gedankliche Skeptizismus und Kritizismus, der der selbtherrlichen menschlichen Vernunft entspringt. Mit dieser seiner kritischen Einstellung bleibt der Mensch im Banne seiner eigenen Gedanken und endet im radikalen Unglauben, im Zweifel am eigenen Dasein und am Dasein der Welt, an der Wirklichkeit Gottes und der Wahrheit seines

Wortes. Auf dem Wege der selbtherrlichen Vernunft verliert der Mensch zuletzt allen Grund unter den Füßen, alles wird unsicher, fragwürdig, ungewiß. Ein gähnender Abgrund tut sich auf, der alles zu verschlingen droht. Wir stehen heute am Rande dieses Abgrundes.

Was uns über dem drohenden Abgrund hält, was uns hilft, daß wir in den letzten Fragen unseres Daseins zurechtkommen, mit den letzten Zweifeln und Anfechtungen fertig werden, was uns neuen Grund unter die Füße gibt, ist nicht unsere kritische Vernunft, nicht unser gesunder Menschenverstand. Die Hilfe, die wir brauchen, kann nur von außen kommen und muß ohne Beweise und Vernunftsgründe *geglaubt* und angenommen werden. *Letzte Gewißheit gibt es nur im Glauben.* Sie kann niemals erdacht und ergrübelt werden. „Unser Dasein und die Existenz aller Dinge außer uns muß geglaubt und kann auf keine andere Art ausgemacht werden.“ Gilt das aber schon für das irdische, natürliche Leben, können wir nicht essen und trinken, nicht schlafen und wachen, ohne daß wir uns glaubend und vertrauend an die Welt, die uns umfängt, hingeben, wieviel mehr gilt es für die ewigen Dinge!

Glaube ist also, wie Hamann neu entdeckt, die Urkraft, das Grundprinzip des Lebens, — ähnlich wie bei Luther, wenn er spricht: Glaube, so hast du! Hamann hat es ja genau so wie der Reformator dem Zeugnis der Heiligen Schrift abgelauscht und weiß daher auch, daß dieser Glaube keine Kunst menschlichen Denkens ist, daß vielmehr der Friede Gottes, in dem wir ruhen sollen, höher ist als alle menschliche Vernunft. Glaube ist Gnadengabe, Geschenk, das nur denen zuteil werden kann, die mit ihrem eigenen Wissen und Können am Ende sind. „Wie das Korn aller

unserer natürlichen Weisheit verweisen, in Unwissenheit vergehen muß, und wie aus diesem Tode, aus diesem Nichts das Leben und das Wesen einer höheren Erkenntnis neu geschaffen hervorkeime, soweit reicht die Nase eines Sophisten nicht.“

Dieses Letzte, Entscheidende, dieses Wunder des Glaubens, das Leben und Wesen einer höheren Erkenntnis, die aus dem Nichts, aus dem Tode unseres eigenen Lebens hervorgeht — dieses Wunder kann und will gerade der sokratische Weise nicht beweisen oder erklären; darauf kann er nur hinweisen, wie ein Wegweiser, der es dem Wanderer überlassen muß, den Weg, auf den er gewiesen wird, nun allein zu beschreiten und auf ihm bis zum Ziel vorzudringen. Der wirklich Weise denkt also sehr bescheiden von dem, was er kraft seines natürlichen Erkenntnisvermögens sich selber und anderen zu helfen vermag. Die Vernunft ist nicht schöpferisch. Sie bringt das neue Leben so wenig hervor wie die Hebamme, die der gebärenden Frau beisteht und das Leben von ihr entgegennimmt. Sie gestaltet wie der Bildhauer den Stoff, der ihr gegeben wird. Der Mensch aber, der sich zu dieser Erkenntnis leiten läßt, wie Sokrates seine Mitbürger lockte „aus den Labyrinthen ihrer gelehrten Sophisten zu einer Wahrheit, die im Verborgenen liegt, einer heimlichen Weisheit, und von den Götzenaltären ihrer andächtigen und staatsklugen Priester zum Dienst eines unbekanntes Gottes“, ein solcher Mensch ist dem Entscheidenden, dem neuen Leben ganz nahe.

Hamann rechnet freilich nicht damit, daß es viele sein werden, die sich auf den neuen Weg weisen lassen, sowenig einst die Athener dem Sokrates folgten, ihm vielmehr als Feind und Verderber ein schmachvolles Ende bereiteten. Ihm ist längst deutlich, daß „wer nicht

von Brosamen und Almosen noch vom Raube zu leben und für ein Schwert alles zu entbehren weiß, ist nicht geschickt zum Dienste der Wahrheit; der werde früh ein vernünftiger, brauchbarer, artiger Mann in der Welt oder lerne Bücklinge machen und Teller lecken; so ist er für Hunger und Durst, für Galgen und Rad sein Leben lang sicher“.

Für sich ist unser Autor, der die „Sokratischen Denkwürdigkeiten“ „als ein Liebhaber der langen Weile für die Langeweile des Publikums“ zusammenträgt, entschlossen, nicht den Weg des vernünftigen, brauchbaren, artigen Mannes, der Bücklinge machen und Teller lecken lernt, zu gehen. Er fragt nicht nach dem Urteil der Vielen, die doch nichts weiter als „Niemand“ sind. Der Autor spricht sich selber das Urteil, indem er weiß, daß seine Gedanken der verständnislosen Menge ein sich langweilendes Gähnen des Nichtverstehens und der Ablehnung bereiten werden.

Was macht es? Als einer, der erkannt hat, daß die Wahrheit über uns verfügt, steht er der Tagesmeinung, dem Zeitgeiste als ein ganz Freier gegenüber. „Nicht der Beifall des gegenwärtigen Jahrhunderts, das wir sehen, sondern des künftigen, das uns unsichtbar ist, soll uns begeistern“, so meint er. Es ist fast, als hörten wir den großen Boten Jesu Christi, wenn er ausruft: „Mir ist es ein Geringes, daß ich von euch gerichtet werde oder von einem menschlichen Tage . . .“

So frei macht allein das Evangelium von dem Gott, der nach „dem guten Zeugnis, das er vor Pilatus ablegte, selbst dazu ein Mensch wurde und dazu in die Welt kam, daß er für die Wahrheit zeugen möchte“. „Es brauchte“, so meint Hamann, „keine Allwissenheit, vorherzusehen, daß er nicht so gut wie Sokrates von der Welt kommen, sondern eines schmähhlicheren und grau-

sameren Todes sterben würde als der Vatermörder des allerchristlichsten Königs.“ So steht am Ende der „Sokratischen Denkwürdigkeiten“ die Erinnerung an die Passion Jesu Christi. Über dem Wege des Zeugen der Wahrheit steht das Zeichen des Kreuzes. Wer ein gesichertes, befriedigtes Leben sucht, ist nicht zu gebrauchen zum Kriegsdienst der Wahrheit und ihres ewigen Königs.

Widersacher und Freunde

Zu Weihnachten 1759 war die kleine Schrift an die Öffentlichkeit gedrungen. Sie blieb nicht unbeachtet. Die Gegner meldeten sich zu Wort. Der herausgeforderte, beleidigte Zeitgeist blieb die Antwort nicht schuldig. In den „Hamburger Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit“ wurde der „Frevel an der gesunden Menschenvernunft“ mit starken Ausfällen angeprangert. Ernsthaft warnte der Kritiker vor den krausen Gedankengängen eines, der, durch seine Langlei- weile um den Verstand gekommen, in ein „Spinn- und Raspelhaus“ — sprich: Irrenhaus — gehöre, da er sonst leicht auch die andern um den gesunden Verstand bringe.

Nun wüßten wir wahrscheinlich kaum noch etwas von diesem heftigen Angriff, hätte nicht Hamann durch eine neue Schrift selbst dafür gesorgt, daß das Denkmal, das der „Nachrichter“ ihm gesetzt, der Vergessenheit entrissen wurde. Er griff aufs neue zur Feder und schrieb ein „*Nachspiel Sokratischer Denkwürdigkeiten*“, nicht um seiner gekränkten Ehre willen, sondern um die „vier Bogen in Kleinoktav“, seine erste Schrift, die hier erledigt werden sollte, noch einmal

aller Welt zur Augen- und Ohrenweide darzubieten. Der Kritiker gab ihm also höchsterwünschte Gelegenheit, das ihm am Herzen liegende Thema noch einmal aufzurollen und zu entwickeln.

Der kluge Beurteiler beklagt sich über „die Dunkelheit“ Hamannscher Darstellungsweise, die das helle Sonnenlicht verstandesklarer Erkenntnis mehr verdecke als erhelle und alles in ein trübes Zwielicht tauche. Hamann gibt dieser Klage recht: Dunkel muß sein, was er redet und schreibt. Die sokratische Weisheit, wie er sie verkündigt, kann nie so hüllenlos einhergehen, daß sie zur platten Allerweltserkenntnis würde. Sie ist die Wahrheit, die im Verborgenen liegt und sich nur dem aufrichtig nach ihr Fragenden erschließt. Übrigens muß aber auch den Feinden von ihrem Geheimnis etwas aufgegangen sein. Warum sollten sie sich sonst so über sie ereifern?

Sie wollen diese Wahrheit und Weisheit nicht, sie ist ihnen im Innersten zuwider; darum schmähen und lästern sie, sie sei einem kranken, unklaren Kopf entsprungen. Das hat man auch von dem König der Wahrheit gesagt, er habe den Teufel, und von seinem Boten, er rase (Joh. 10, 20; Apg. 26, 24). Hamann stellt die naheliegende Frage nach der Grenze zwischen krankhafter Veranlagung und Eingebung des Geistes. Sie ist von außen überhaupt nicht festzustellen, und keine Überlegung dieser Art entbindet von der Verpflichtung des Gehorsams der erkannten Wahrheit gegenüber. Wer nicht folgen *will*, mag sich entschuldigen, wie die Juden in ihrem Gespräch mit Christus und wie der römische Landpfleger, als er die Predigt des Paulus gehört. Wer sich entschuldigt, klagt sich an. Sie lieben die Wahrheit nicht, weil sie, die göttliche Torheit der Predigt vom Kreuz, die Salzkraft im dumm

gewordenen Salz menschlicher Gelehrsamkeit, den Menschen angreift und demütigt. Wie das Gesetz das sittliche Unvermögen des Menschen aufdeckt, ihn zur Erkenntnis der Sünde statt zur Freiheit führt, so gilt es von der Vernunft, dem natürlichen Erkenntnisvermögen: „Durch sie kommt nichts als Erkenntnis der überaus sündigen Unwissenheit.“ Sie ist, wie Moses, ein Zuchtmeister auf Christus, auf die Offenbarung hin, niemals aber die Offenbarung, das Licht, das Leben, selbst. Darum bleibt hier der letzte Schluß immer: „Wer sich unter euch dünkt, weise zu sein, der werde ein Narr in dieser Welt, daß er möge weise sein“ (1. Kor. 3, 18). Wer die Freiheit, die Wahrheit, das Leben sucht, der traue auf den Geist, von dem es heißt: „Der Herr ist der Geist; wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit“ (2. Kor. 3, 17).

Von dieser fruchtbaren Erkenntnis her gewann Hamann seinen Stand im Geistesleben seiner Zeit, das er trotz seiner reichen Vielgestaltigkeit als innerlich hohl erkannte, weil es sich von der ewigen Wahrheit gelöst hatte. Dabei blieb ihm „nichts Menschliches fremd“. Wie weit sein Gesichtskreis geworden war, merkt man, wenn man das Büchlein zur Hand nimmt, das er 1762 unter dem Titel „*Kreuzzüge eines Philologen*“ veröffentlichte. Die Titel Hamannscher Schriften wollen bedacht sein. Der Autor hat es seinen Kritikern übelgenommen, daß sie sie nicht genügend beachteten. „Ein solcher Titel“, schreibt er, „ist ein mikrokosmischer Same, ein orphisches Ei, worin die Muse Gezelt und Hütte für ihren Genius bereitet hat.“

So will denn auch diese Überschrift richtig verstanden sein. Als nichts anderes tritt Hamann vor uns hin denn als rechter Philologe, als ein Liebhaber des Wortes, in dem Gott, der Ewige und Verborgene, sich uns

kundgetan, indem er sich zu uns „heruntergelassen“ hat, so daß wir ihm nun, wenn uns Augen und Ohren aufgetan sind, auf allen Wegen begegnen können. Wir hörten ja, wie Hamann, nachdem er die Stimme seines Redens vernommen, überall, auch bei den „Heiden“, auch bei Sokrates, das Zeichen und Zeugnis ewiger Wahrheit antrifft.

Aber das hat ihn nun auch zum Kreuzritter, zum Kämpfer für die Wahrheit gemacht. Das läßt ihn leidenschaftlich widerstehen, wenn die Menschen mit falschen Parolen in die Irre geführt werden, wenn man sie nicht auf das Wort, das allein ans Ziel bringen kann, sondern auf das Irrlicht der eigenen Vernunft, der eigenen, vermeintlich guten Meinung, hinweist. „Der größte Liebesdienst, den man seinem Nächsten tun kann, ist, ihn zu warnen, zu bestrafen, zu erinnern, sein Schutzengel, sein Hüter zu werden; diesen Kreuzzug hält nicht jeder Ritter aus.“

Er, der diese Worte seinem Freunde in Riga schrieb, hat diesen Kampf ritterlich ausgefochten. Mit jenem „Heldengeist eines Weltweisen“, von dem er in den „Sokratischen Denkwürdigkeiten“ gesprochen, ausgerüstet, mit einem „brennenden Ehrgeiz nach Wahrheit und Tugend und einer Eroberungswut aller Lügen und Laster, die nämlich nicht dafür erkannt werden, noch sein wollen,“ begabt, hat er allen widerstanden, die im Namen einer falsch verstandenen Vernunft das Volk verführten. Mochte es sich um die „blinden Nikolaiten“ handeln, wie er die führenden rationalistischen Kreise in Berlin mit Nikolai und Moses Mendelssohn an der Spitze nannte, mochte es Kant sein oder irgendeine andere geistige Größe, — er ist keinem jenen ritterlichen Freundesdienst schuldig geblieben; er ist ihnen ein unbequemer Mahner gewesen in der

Überzeugung: „Nichts als die Höllenfahrt der Selbsterkenntnis bahnt uns diesen Weg zur Vergötterung.“ Der Mensch scheut diesen Weg in die Tiefe, und doch kann er ihm nicht erspart bleiben.

Es ist verwunderlich, wieviel Zuneigung, ja innerste Verbundenheit Hamann sich trotz dieser geraden Haltung immer wieder erworben hat. Selbst zu solchen, die sachlich seine Gegner waren, wurde das freundschaftliche Band nicht durchschnitten. Wir haben schon gemerkt, wieviel ihn von seinem großen Landsmann, dem Philosophen Immanuel Kant, trennte. Offenherzig und gerade haben die beiden sich gesagt, was sie widereinander auf dem Herzen hatten. Doch hat es nie ein ernsthaftes Zerwürfnis zwischen ihnen gegeben.

So gilt es aber auch von den anderen Geistesgrößen der Zeit. Es war ja keiner unter ihnen, der Hamanns Glauben geteilt hätte. Aber es waren wenige, die nicht willig auf ihn gehört und mit Ehrfurcht zu ihm aufgeschaut hätten. Goethe, der für alles wahrhaft Große und Bedeutungsvolle ein feines Organ hatte, wollte in Hamann den „Ältervater“ der Nation erblicken.

Als Hamann 1762 nahe Verwandte in Elbing besuchte, begegnete er zum ersten Male dem 18jährigen jungen *Herder*, der im nahen Mohrunen 1744 das Licht der Welt erblickte. Bald kam der Lehrersohn nach Königsberg, um sein Augenübel kurieren zu lassen. Dabei trat er mit dem Stadtchirurgen, Hamanns Vater, in Verbindung. Vor allem aber gewann er, während er nun in Königsberg sein Studium begann, die Freundschaft des Sohnes, dem die Gabe, Freundschaft zu halten, in besonderem Maße verliehen war. Das Band ist fest geblieben durch all die Jahre, die den Freund über Riga und Bückeburg nach Weimar führten. Ein aufschlußreicher Briefwechsel wurde ge-

führt, in welchem alle Ereignisse des persönlichen Lebens, aber auch die Fragen des geistigen Ringens sich widerspiegeln. Hamann las die Schriften Herders mit wachsender Zustimmung, da sie aus der Welt des kalten Verstandes ins wirkliche Leben führten und neues Verständnis für die Gegebenheiten der Geschichte, für das Werden und Wachsen in der Natur zeigten. Freilich war auch hier ein fühlbarer innerer Abstand. Denn schließlich blieb Herder doch dem gottentfremdeten Denken seiner Zeit verhaftet. Der Mensch blieb auch für ihn Ausgang und Mittelpunkt. Hamann aber führte über den Menschen hinaus zum Urgrund alles Seins. Darum stand er auch Herder gegenüber so da, daß er mit ihm halten mußte gegen seine Feinde, aber wider ihn stehen mußte mit seinen Freunden.

Harte Dienstjahre

Hamann ist schließlich doch ein einsamer Mann geblieben. Und der Weg, den er gehen mußte, war ein Weg in großer Verborgenheit.

Mit dem Jahre 1763, in dem der Siebenjährige Krieg zu Ende ging, nahm sein Leben eine unerwartete Wendung. Seit seiner mißglückten Londoner Reise hatte er es nicht mehr gewagt, in ein öffentliches Amt zu treten. Er hoffte, wenn sein Vater einst nicht mehr sein würde, beim Bruder ein Unterkommen zu finden. Als dieser aber, nachdem er unter dem Einfluß der Rigaer Freunde innerlich längst von ihm abgerückt war, des Berufes müde wurde und wegen geistiger Störungen nach Hause zurückgeholt werden mußte, um ebenfalls dem Vater zur Last zu fallen, sah sich Hamann vor

die Notwendigkeit gestellt, selber für seinen Lebensunterhalt zu sorgen. Da er, im 33. Lebensjahre stehend, über keinerlei praktische Ausbildung verfügte und durch einen Sprachfehler behindert war, blieb ihm kein anderer Weg, als daß er als Volontär in die Schreibstube des Kneiphoffschen Rathauses seiner Vaterstadt einzog, um sich dann als Kanzlist der Königlich Preußischen Kriegs- und Domänenkammer anstellen zu lassen. Wie sauer es ihm geworden ist, „auf zwei Kanzleien einen Monat und 6 Monate umsonst gedient zu haben und dabei nicht einmal zu dem bescheidenen Glück, in seinem Vaterlande ein ehrlicher Torschreiber zu werden, gelangt zu sein“, davon weiß er viel später noch zu sagen.

So war er froh, als zunehmende Beschwerden des Vaters ihn nötigten, die Stellung aufzugeben. Freunde suchten zu helfen. Friedrich Karl v. Moser, Regierungspräsident in Hessen-Darmstadt, hatte Hamanns Schriften gelesen und bot ihm die Stelle eines Erziehers am herzoglichen Hofe an. Im Juni 1764 reiste der Magus, wie Moser ihn nannte, über Lübeck, Braunschweig und Kassel nach Frankfurt, kehrte aber, da sich der Gönner auf einer Auslandsreise befand, unverrichteter Dinge nach Königsberg zurück. Eine eigenartige Unruhe hatte ihm den Weg in eine bessere Zukunft verbaut. Bald nach der Rückkehr aus dem Süden brach er nach Kurland auf in der Hoffnung, bei einem befreundeten Rechtsanwalt in Mitau Arbeit zu finden. Doch verlief auch diese Reise ergebnislos. Während seiner Abwesenheit starb der Vater, und als er nach anderthalb Jahren, im Januar 1767, nach Königsberg zurückkehrte, fiel ihm die Aufgabe zu, den Nachlaß zu ordnen und sich des hilflosen, verlassenen Bruders anzunehmen. Dabei stand er selber vor dem

Nichts und mußte froh sein, daß ihm auf Fürsprache hin — vor allem Kant setzte sich für ihn ein — die Stelle eines Übersetzers bei der Königsberger Zollverwaltung geboten wurde.

Damit begann im Leben Hamanns der schwere Weg, den er fast zwanzig Jahre zu gehen hatte: In das harte Joch einer ihm innerlich fremden, freudlosen Berufsarbeit gespannt, hat er sich schinden und abplagen müssen, um notdürftig seinen Unterhalt zu haben. Verdankte er seine Anstellung bei der Zollverwaltung dem Umstand, daß er im Französischen besonders gut zu Hause war, so wurde ihm bald deutlich, welchem System er sich damit verschrieben hatte. Der König, dessen Franzosenfreundlichkeit bekannt ist, hatte, um die durch die langen Kriege leer gewordenen Staatskassen wieder aufzufüllen, zur Führung des Finanzwesens ein Heer von französischen Beamten ins Land gerufen, da er sie für besonders befähigt hielt. Sie verstanden es gut, das von ihnen verachtete deutsche Volk zu berauben und auszusaugen, und während sie sich selbst bereicherten, ließen sie ihre preußischen Angestellten um einen Hungerlohn arbeiten. Als Hamann nach fünfjähriger Dienstzeit um eine Aufbesserung seines geringen Einkommens von jährlich 300 Talern einkam, wurde statt dessen sein Lohn noch gekürzt. Und als er dem König Aufklärung schuldig zu sein glaubte und freimütig die „Verlorenen Briefe eines nordischen Wilden“ schrieb, wurden diese Briefe dem Monarchen einfach vorenthalten, so daß der bedrängte Schreiber auch dadurch keine Hilfe erfuhr.

Dabei befand er sich wirklich in größter Verlegenheit. Er hatte ja keineswegs nur für sich zu sorgen. Seit der Vater die Augen geschlossen, fühlte er sich verpflichtet, für den Bruder, der immer mehr in seinem

Stumpfsinn versank und ihm, bis er im Sommer 1778 sein trauriges Erdendasein endete, viel Not bereitet hat, zu sorgen, obwohl die Verwandten das nicht zulassen wollten. Neben dem Bruder aber hinterließ ihm der Verstorbene seine treue Pflegerin, die dem Alten bis in seine letzten Lebenstage soviel Liebe und Geduld bewiesen hatte, daß er sie in gleicher Weise wie seine Kinder am Erbe beteiligte.

Hamann hatte, während er drei Jahre zu Hause weilte, sich zu dem urwüchsigen, gesunden Bauernmädchen in eigenartiger Weise hingezogen gefühlt, obwohl sie keineswegs in der Lage war, seine Liebe zu erwidern. Völlig unkultiviert, selbst des Lesens und Schreibens unkundig, konnte sie ihm keine ebenbürtige Partnerin sein. Dennoch scheint seine Leidenschaft für sie zeitweise so stark gewesen zu sein, daß er ihre Nähe floh. Seine Briefe deuten an, daß seine Reisen nach Frankfurt und Mitau auch hiermit zusammenhängen. So schreibt er wohl im Hinblick auf diese Zustände 1774 an Moser: „Eine der seltsamsten Leidenschaften, die sich aus einer Hölle auf Erden für mich in einen irdischen Himmel verwandelt, trieb mich von meiner fruchtlosen Wallfahrt zu einer noch fruchtloseren nach Kurland, und ich war im Begriff, dem wirksamen und bei mir vorzüglichen Grundgesetze der Selbsterhaltung alles aufzuopfern.“

Es gelang ihm nicht, seiner Triebe Herr zu werden. Als ihn des Vaters Tod nach Königsberg zurückrief und er sich anschickte, sein eigenes Hauswesen zu begründen, bat er Regina, bei ihm zu bleiben, und versprach, mit ihr in ehelicher Gemeinschaft zu leben. Aber das ist nun der eigenartig dunkle Punkt in seinem Leben, daß er sich zu ihr, die die Mutter seiner vier

Kinder wurde, nicht öffentlich zu bekennen wagte, indem er sie sich kirchlich antrauen ließ. Niemand hat dieses Verhalten bisher befriedigend erklären können. Hamann gibt in seinen Briefen völlig ungenügende Hinweise. Er empfand selbst das Fragwürdige und Anstößige des Verhältnisses und suchte es doch zu rechtfertigen, indem er meinte, daß es sich höchstens um einen Verstoß gegen menschliche Ordnung und bürgerliche Sitte handele, keineswegs aber um eine Übertretung göttlicher Gebote. Er hält seine „Gewissens-Ehe“, „oder wie man meinen Fuß zu leben nennen will“, in Preußen sogar für gesetzmäßig, obwohl „doch selbige gewissen Leuten anstößig zu sein scheint, als Hurerei und Ehebruch“. Hamann war nicht gewillt, sich dem Urteil dieser Leute zu beugen. Was die Beweggründe angeht, so gibt er an, daß er nicht aus Stolz diesen Weg gehe, sondern weil er die Überzeugung habe, daß er, würde er sie zu seiner Ehefrau machen, dadurch ihrer eigenen Glückseligkeit und vielleicht dem Glück ihrer Kinder nachteilig sein könnte. Wir können uns das nicht recht vorstellen, möchten vielmehr meinen, Hamann sei es seinen Kindern und ihrer Mutter einfach schuldig gewesen, sie zur vollen Ehre einer ihm angetrauten Lebensgefährtin zu erheben. Er selbst hat hier offenbar anders empfunden. Die Wahrhaftigkeit und die Liebe verboten ihm, der andern eine Rolle zuzumuten, die sie niemals führen konnte. Lieber trug er die Schmach dieses in den Augen der Zeitgenossen illegitimen Verhältnisses, das ihn selbst wie auch seine treue „Hausmutter“ in Glück und Zufriedenheit leben ließ und ihn nicht hinderte, sie trotz ihrer großen Unfähigkeit und all ihres Versagens zu achten, auch die Kinder zur Ehrfurcht zu erziehen. Vor allem hat er mit den Seinen die Gemeinschaft vor

dem Angesichte Gottes gesucht, täglich Hausandacht mit ihnen gehalten, Sonntags- und Wochentagsgottesdienste, Beichte und Abendmahl mit ihnen besucht.

Soviel ist aber deutlich geworden: Es lagen tiefe Schatten über seinem Leben. Neben der Last der innerlich fremden Berufsarbeit und der täglichen drückenden Nahrungssorge die Not eines ihn einsam lassenden Familienlebens, einer Ehe, die im letzten Grunde keine Ehe war. Hamann hat an allen diesen Nöten hart getragen und oft darunter geseufzt. „Ich lebe den ganzen Tag wie im Pfluge“, so schreibt er schon 1767 an Herder und spricht dann von einem schweren Berufe, von allerlei Nebenarbeiten, von mühseligen Auktionstagen, von Posttagen, auch von der Verlegenheit, „Stuben zu finden“. „Das sind andere Fragen, liebster Herder, als Ihre“, so schließt er.

Im Sommer 1768 konnte Hamann aus der väterlichen Wohnung in eine neue Häuslichkeit ziehen: „vier artige Stuben“ und „einen geräumigen Garten“ hatte er von dem Tribunalrat von Bondeli, „einem sehr würdigen Greise, gegen den ich eine kindliche Liebe habe“, gemietet. Mit seinem alten Freunde Lindner und einem Arbeitskollegen feierte er in der neuen Wohnung seinen 38. Geburtstag. Drei Tage später erlitt der Bruder, der sich in der neuen Umgebung nicht zurecht fand, in Hamanns Abwesenheit einen schlimmen Anfall, der letzteren bewog, einen Wärter für den Kranken zu bestellen. Seine Unterbringung im Hospital wurde in Erwägung gezogen, doch scheint sich der Zustand wieder gebessert zu haben.

Am 27. September 1769 wurde der älteste und einzige Sohn, Johann Michael, geboren. Im nächsten Jahr kaufte Hamann für 2000 Taler ein eigenes Haus, das

nahe seiner Dienststelle am Pregel lag und ihm die weiten Wege zur Zollverwaltung, die er zwei Jahre lang viermal täglich zurücklegen mußte, abnahm. Neue Hoffnung keimte in dem fast Verzweifelnden auf. Eben noch hatte er über sein Los geklagt: er sei nun im vierten Jahr schon bei der Provinzial-Accise- und Zolldirektion als Sekretärtraducteur (Übersetzer) tätig; den ganzen Tag sei er so mit Arbeit besetzt, daß er für seine Augen und seine Gesundheit fürchten müsse. Wenn er abends nach Hause komme, wisse er nichts mehr anzufangen, indessen in seinem Busen immer noch die „Erbsünde der Lesesucht“ wohne und „einer gewissen unbestimmten Lüsterheit nach Dingen, die nicht der Mühe wert oder die über meinem gegenwärtigen Horizont sind“.

Die schwere Berufsarbeit ließ in diesen Jahren seine literarische Produktion fast ganz aufhören; selbst der briefliche Austausch mit den Freunden, ohne den Hamann fast nicht leben konnte, mußte beinahe eingestellt werden. Aber Hamann hoffte, in dem neuen Hause „etwas mehr Ruhe und Stetigkeit“ zu finden. Ja, er fährt fort: „Ich schmeichle mir noch immer, da schon so viele meiner Ahnungen eingetroffen, noch einen Sabbat in meinem Alter zu erleben, der mich wieder verjüngen wird . . .“

Es sollte freilich noch manches Jahr vergehen, bis solche Erwartungen sich erfüllten. Noch manches Jahr hat Hamann unter seiner schweren Last gehen müssen. Wir hörten bereits, daß seine Bitte um Gehaltsaufbesserung nicht beantwortet, im Gegenteil das Einkommen von 30 auf 25 Taler herabgesetzt wurde. Hart drückten ihn die Schulden, die er durch den Hauskauf auf sich geladen. Zu den wirtschaftlichen

Nöten aber trat mehr und mehr ein körperliches, hämorrhoidalisches Leiden, das ihm die Tage zur Qual werden ließ und oft alle produktive Tätigkeit unmöglich machte. So schreibt er 1774 an Herder: „Mein Plan ist gewesen, diesen Sommer nicht die Feder anzusetzen und mit meinem Hänschen alle müßigen Stunden im Spazierengehen zu verbringen. Meine Gesundheit und besonders mein Kopf scheint mir durch ein verdicktes Blut schwer zu leiden. Ich lebe wie in der Wüste. Aller Umgang ist mir unausstehlich . . .“

Am Ende des Jahres teilt er mit, daß er seine Schulden zwar bis auf eine Kleinigkeit bezahlt habe, trotzdem aber so tief in Sorgen stecke, daß er sich nur dadurch zu retten wisse, daß er zu dem „Laienbruder“ (Moser) seine Zuflucht nehme. — So groß wurde die Not, daß Hamann seinen liebsten Besitz, seine Bücher, zu verkaufen beschloß. Gut, daß er seinem Freunde Herder vorher davon Mitteilung machte. Er schickte ihm eine Summe Geldes und schrieb dazu: „Ihre Bücher müssen, sollen und dürfen Sie nicht verkaufen; denn sie sind die Freunde Ihrer Jugend.“ So wurde die Bibliothek gerettet, ein sorgenvolles Gemüt aber erfreut durch „ein angenehmes Opfer der Freundschaft und Liebe“ und zu neuem Vertrauen angespornt.

Das Jahr 1777 schien eine Erleichterung zu bringen. Der plötzliche Tod des bisherigen Königsberger Packhofverwalters brachte Hamann wider Erwarten auf den Posten, den er sich insgeheim längst gewünscht hatte. Ein herzliches Dankschreiben ging an den Berliner Freund, dessen Vermittlung ihm behilflich gewesen. „Mein gegenwärtiger Posten“, so schrieb er, „ist und bleibt das Non-plus-ultra und Ihnen aller Dank aufgehoben, und mit Gottes gnädiger Hilfe sol-

len Sie, bester Landsmann, noch ebensoviel Ehre und Genugtuung von Ihrer Vermittlung haben, als ich mir Ruhe und Zufriedenheit auf meine alten Tage von meinem lieblich gefallenem Lose verspreche. Der kümmerliche und wunderlich mühselige Anfang ist mir Bürge eines gründlichen und glücklichen Fortgangs.“

Trotz dieser großen Freude war das Glück nicht übermäßig. Es hatte eine scharfe Auseinandersetzung gegeben mit der Behörde, die ihm, da der neue Dienst kein anstrengender war und Zeit und Kraft kaum ausfüllte, zumutete, daß er auch die bisherigen Pflichten beibehalte. „Es fielen Bitterkeiten und Drohungen von einem Teil vor und entschlossene Erklärung von meiner Seite. Dies war die letzte Übung meines zehnjährigen Galeerendienstes.“ Ein heftiger Fieberanfall, der ihn drei Wochen aufs Krankenlager warf, war die Folge dieses Zusammenstoßes.

Am Schluß des schon erwähnten Dankschreibens an den Kapellmeister Reichert vom 23. November 1777 ist von höchst unerquicklichen Widerwärtigkeiten die Rede, die ihm die Witwe seines Vorgängers und dessen sonstige Angehörige bereiteten. Mit ganz ungerechtfertigten Forderungen wurde der arme Mann bedrängt; und obwohl er zu großem Entgegenkommen bereit war, kam die Sache schließlich zur Anzeige. Dabei hatten seine wirtschaftlichen Verhältnisse sich kaum wesentlich günstiger gestaltet. Das Einkommen war nicht gestiegen, nur daß Wohnung und Garten jetzt frei waren und der Anteil aus den sogenannten Foor-Geldern eine Nebeneinnahme von rund 1000 Talern versprach. Bald wurden ihm auch diese Einkünfte genommen. Mißgeschick und Ungeschick in diesen äußeren Dingen traten auch darin zutage, daß er das mühselig erwor-

bene und instand gesetzte Häuschen am alten Graben mit beträchtlichen Verlusten wieder verkaufte. Ihm fehlte die überlegene Ruhe, die ein erfolgreiches Handeln allein hätte ermöglichen können.

So blieb er auch in der neuen Stellung in gedrückten Verhältnissen, und wenn er, wie wir hörten, das widerfahrene Glück mit den höchsten Worten pries, wenn er den Posten als das Ziel seiner Wünsche, als den letzten Hafen seines Lebens und als seine letzte zeitliche Bestimmung hinstellte, so stehen andere Äußerungen daneben, die über seine verzweifelte äußere und innere Lage beweglich Klage führen. So schrieb er bereits am 13. Oktober 1777 an Herder: „Sie können sich meine Gemütslage kaum denken. Ich bin nicht imstande, das Geringste zu schreiben . . . Nun bin ich tiefer als jemals in Untätigkeit versunken, die ich nicht zu überwinden imstande bin. Bei diesem aufsaugenden feigen Gram ist an keine Autorschaft zu denken . . . Amts- und Haussorgen und mein Leiden im Unterleib erlauben mir nicht einen Augenblick, mich zu sammeln und zu besinnen . . .“

Wie ein unfruchtbarer Boden kommt er sich vor, „auf dem mein Herz und Sinn schmachtet nach Erquickungszeiten, die ich ungeachtet mancher Ahnung kaum erleben werde . . . Sie werden das Chaos meines Gemüts aus meinem Schreiben ersehen. Bis auf Feder und Tinte ist mir alles zuwider und vermehrt meine Unlust, selbst den kleinsten Übeln abzuhelfen. Also ist in diesem Jahr wohl an keine Autorschaft zu denken.“

Wir fügen hinzu, was Hamann Anfang des Jahres 1778 Johann Kaspar Lavater, seinem neuen Freunde aus der Schweiz, geschrieben hat. „Sie beten um Mut“, so heißt es in dem Schreiben, „nicht unter

der Last der Geschäfte zu versinken, — und mir vergeht aller Mut unter der Last langer Weile . . . Es ist ungefähr ein Jahr, daß ich den einzigen Dienst im Lande, den ich mir gewünscht, auf eine sehr eindruckliche und recht ausgesuchte Art erhalten; aber seitdem bin ich von dem Genusse meines Glückes mehr als jemals entfernt gewesen. So geht es den Juden, die Josua zur Ruhe brachte, ohne zu wissen, daß noch eine Ruhe vorhanden ist dem Volke Gottes.“

Noch einen Notschrei wollen wir hören. Am 13. Juli 1778 schrieb Hamann an Herder: „Ungeachtet aller meiner Talente in Essen, Trinken, Schlafen wird mir mein Leben zur Last, und ich bin gepresst wie eine Kelter. Ich muß von 7 Uhr des Morgens bis 6 Uhr des Abends auf meinem Posten Schildwache halten, ohne Arbeit als ein leidiges Lesen, wodurch ich mich zu betäuben suche.“

Am 25. November teilt er mit, daß sein armer, unglücklicher Bruder am 25. August gestorben sei, daß aber die siebente Stelle in seiner kleinen Haushaltung vor acht Tagen durch eine kleine Tochter wieder besetzt sei. Es war das vierte Kind, das ihm damit von seiner treuen „Hausmutter“ geboren wurde. Er war ein reicher Vater geworden, und er wußte solchen Reichtum zu schätzen. „Vater sein ist die höchste Autorschaft und ein ebenso großes Geheimnis, — ja die beste Schule der beiden höchsten äußersten Tugenden, Demut und Sanftmut.“ So schreibt er bereits 1774 an Herder. Ein andermal heißt es: „Was für eine Welt von Empfindungen und Begriffen liegt in dem Geheimnisse der Vaterschaft!“ Und als er dem Freunde zu seinem Erstgeborenen gratulieren konnte, äußerte er: „Ist jemand, der die Vaterfreuden kennt, so ist es Ihr Freund. Aber mit welcher Furcht und Zittern

ich selbige genieße, weiß niemand wie Er. Wie unmöglich ist es bei diesem süßen Weine, mäßig zu sein!“

Ja, er wußte um die Verantwortung, die er für seine Kinder zu tragen hatte. Er wußte aber auch davon, wie sehr der, der solche Lasten auf einen Menschen legt, mit Freude und getrostem Mut ausrüsten kann. „Gott hat mir“, so lesen wir 1776 in einem Briefe, „eine kleine baufällige Hütte und drei gesunde Kinder gegeben, die mir den Kopf bisweilen recht warm machen, aber zugleich meine größte Freude und Wonne sind, und denen nichts als Vater und Mutter zur Erziehung fehlt. Nun, es wird alles zu seiner Zeit kommen. Der Leben und Gesundheit gibt, wird es auch an der Hülle und Fülle nicht mangeln lassen — und an dem übrigen dieses eitlen Lebens unter der Sonne.“

Wie hätte er, der sich „von Gram, Unruhe, Verdruß und Sorgen ausgemergelt“ vorkam, fertig werden sollen ohne dieses Vertrauen! Die Erziehung der Kinder machte ihm viel Not. Die Frage, was mit dem Jungen, mit dem ihm „alles krebsgängig“ zu gehen schien, werden sollte, trieb ihn um. „Dies ist mein größter Kummer“, schrieb er Herder, „der mir Angst und graue Haare macht, daß ich nichts für seine Erziehung tun und ebensowenig daran wenden kann . . . In diesem Stück habe ich zu wenig Beihilfe von meiner ehrlichen Hausmutter, kann aber nicht mehr als den guten Willen von ihr fordern. Ach, liebster Gevatter in spe, über häusliche Freuden geht nichts! Hierin besteht der einzige Himmel auf Erden; aber häusliche Leiden sind auch die wahre Hölle selbst für Patriarchen und Davide gewesen. Gottes Geist und des Menschen Sohn sind hier die einzigen Schulmeister.“

Während der Vater den Knaben selbst unterrichtete

und das begabte Kind nach der ihm eigenen Methode so zu fördern verstand, daß er mit dem Elfjährigen bereits griechische Philosophen und das Neue Testament in der Ursprache las, wuchsen die Töchter zu seinem Schmerz „ohne feinere Sitte, Kultur und Kenntnisse auf“ und konnten von der Mutter nicht einmal im Nähen unterrichtet werden. 1785 gelang es, die Älteste in ein Pensionat zu bringen.

Schließlich hat auch er in seinem unruhe- und kummervollen Dasein erfahren dürfen, daß die Hilfe immer zur rechten Zeit da war. Er hat dieser Erfahrung seines Lebens im Jahre 1784 einmal beredten Ausdruck gegeben: „Der das Leben gibt, wird auch alles, was dazu gehört, uns schenken, und Ernte wird erfolgen zu seiner Zeit, wengleich die Sichel ebenso müde macht und zuweilen mehr Schweiß auspresst als der Pflug. Gott wird für Kelter und Tenne sorgen, den Mühseligen erquicken.“

Da er von solcher Zuversicht sein Leben lang gehalten und getragen wurde, ist er schließlich doch der Last nicht erlegen, sondern ist darunter „als ein Palmenbaum getrieben“. Die reifsten Früchte, die ihm unter solchem Druck geschenkt wurden, müssen wir nun noch kennenlernen.

Im Kampf mit der neuen Weltanschauung

Trotz Kummer und Gram hat seine Feder auch in den schwersten Jahren nicht ganz geruht. Mochten Sorgen ihn bedrängen, Mühsal des Amtes und Beschwernis des Alters ihm die Tage vergällen, immer wieder hat er sich aufgerafft zu wichtigen Schlägen gegen eine Weltanschauung, die auf allen Kanzeln

und Kathedern verkündigt, in allen Schulen gelehrt und in allen Büchern gepriesen wurde. Worum handelt es sich eigentlich bei dem, was man „Aufklärung“ nannte? Hamann ist sich darüber nicht im unklaren gewesen. „Unser Zeitalter“, so sagt er, „ist das eigentliche Zeitalter der Kritik, der sich alles unterwerfen muß.“ Er meint dann zwar: „Religionen durch ihre Heiligkeit und Gesetzgebung, durch ihre Majestät, wollen sich gemeiniglich derselben entziehen.“ „Aber“, so fährt er fort, „alsdann erregen sie gerechten Verdacht wider sich und können auf unverstellte Achtung nicht Anspruch machen, welche die Vernunft nur demjenigen bewilligt, was ihre freie und öffentliche Prüfung hat aushalten können.“

Es ist also im Denken der Menschen ein grundlegender Wandel eingetreten. Der Maßstab, an dem alle Dinge gemessen, der Höchstwert, nach dem sie bewertet werden, ist ein anderer geworden. An die Stelle Gottes und der göttlichen Offenbarung ist die menschliche Vernunft getreten. Was man Aufklärung nennt, ist nichts anderes als Auflehnung des Menschengesistes, als Emanzipation, Loslösung des sich „mündig“ dünkenden Menschen aus der Bindung an Gottes Gebot und Verheißung. So hatte es der Philosoph Kant klar und treffend ausgesprochen, Aufklärung sei der Ausgang des Menschen aus einer selbstverschuldeten Vormundschaft, wobei es für Hamann klar war, daß damit nur der Ausgang menschlichen Lebens und Denkens aus der Abhängigkeit von Gott und Gottes Wort gemeint sein konnte.

In der Anerkennung dieses höchsten, entscheidenden Grundsatzes bestand zwischen den mancherlei Geistern, mochten sie sonst auch verschiedene Wege gehen, eine merkwürdige Einmütigkeit. Sie beugten

sich willig dem Geiste der Zeit; sie erkannten die Vernunft als letzte Größe an. Die neue Weltanschauung war zu einer neuen Religion geworden. Hamann spricht geradezu von der Religion des Unglaubens: „Der Unglaube ist die älteste, stärkste und neben dem Aberglauben die einzige natürliche Religion.“ Er weiß, daß diese Religion, die mit lauten Worten Freiheit, Brüderlichkeit und Toleranz verkündigt, unduldsamer sein kann als das Papsttum und die Römische Kirche, und er ist nicht müde geworden, vor diesem „metaphysisch-moralischen Despotismus“ zu warnen, „der seinen Sitz an eben dem Orte hat, wo man soviel Zetergeschrei über das Papsttum erhebt“. Er denkt an Berlin, damals die Hochburg der Aufklärung.

Die eigentliche Stärke der neuen Weltanschauung gründete in der Tat darin, daß sie die „echte, allgemein seiende Religion“ zu sein behauptete, und daß sie es als ihre Aufgabe hinstellte, das Christentum von der ihm durch die geschichtliche Offenbarung gegebenen Grundlage zu lösen und auf allgemeine religiöse und moralische Grundsätze zurückzuführen. Was sich nicht vor der gesunden Menschenvernunft ausweisen kann, wird als jüdischer oder heidnischer Restbestand, als Theologenfündlein und Erzeugnis des finsternen Mittelalters verworfen und abgetan. So will man das Werk der Reformation, das Luther angefangen, vollenden; es geht um die Freiheit nicht allein von menschlicher Überlieferung, sondern auch von der Bindung an die Schrift und das aus der Schrift geschöpfte Bekenntnis. Man merkt nicht, daß diese „Freiheit“ gerade zur Menschenknechtschaft wird, eben zu jenem Despotismus, von dem schon die Rede war.

Hamann hat sich nicht irreführen lassen. Fast ganz einsam führte er den Kampf, richtete über den Wogen des Unglaubens das Zeichen und Zeugnis ewiger Wahrheit auf, das heute noch steht. Hamann lebt als Zeuge der Wahrheit, während die aufklärerischen Geister seiner Zeit uns kaum noch etwas bedeuten. Schonungslos hat er den Gegensatz aufgedeckt: Christentum und Weltanschauung, Evangelium und Menschensatzung, Offenbarung und Vernunft sind widereinander wie Feuer und Wasser. Der Zeitgeist ist dem Geiste Jesu Christi zuwider und verfolgt den lebendigen Gotteshauch, der da weht, wo er will, und sich seinen Gesetzen nicht fügt; der Zeitgeist haßt das Leben, das aus Gott ist, weil er darüber nicht Herr sein kann.

Da war ein Sprach- und Schriftverbesserer, der Ex- rektor und Wolfianer Tobias Damm, Moses Mendels- sohns Lehrer im Griechischen. Der gesunde Menschen- verstand hatte ihm eingegeben, daß das kleine h doch eigentlich ein ganz unnützer und überflüssiger Buch- stabe im Alphabet sei, da er nie mitgesprochen und wohl nur aus alter Gewohnheit zwischen zwei andere Schriftzeichen geschoben werde. Der Sprachverbesserer wollte das h aus der Orthographie entfernen, wie er gleich vielen anderen Aufklärern seiner Zeit in der christlichen Religion den Geist des Lebens bekämpfte. Ihm schien es, daß das zusammengehöre: Rechtschrei- bung allein nach Aussprache und Gehör, Glaube und Bekenntnis allein nach der Vernunft. Hamann mußte ihm widerstehen, im einen wie im andern Fall. Er fühlte sich bewogen, eine „Apologie“, eine Ver- teidigung des Buchstabens h zu schreiben, weil er be- fürchtete, daß mit seiner Beseitigung auch der leben- dige Gotteshauch des ewigen Wortes unterdrückt und

beseitigt werden sollte. Wie man aber Schrift und Sprache verstümmeln würde, wollte man das kleine h entfernen, so wäre der Glaube nichts ohne den lebendigen Hauch aus Gott.

Der Oberhofprediger Stark war ein Aufklärer vom reinsten Wasser. Er glaubte sich durch seine aufklärerischen Gedanken in den Stand gesetzt, das Christentum zu reinigen von allem, was ihm vom Judentum und Heidentum noch anhaftete. Hamann weist in den „Hierophantischen Briefen“ nach, was noch übrigbleibt bei solcher Kritik: ein „materielles Nichts und ein geistiges Etwas“, ein saft- und kraftloses Gebilde, von dem keine Wirkung ausgeht, und von dem kein Mensch leben kann. Umgekehrt aber: Erweist nicht das von der Weltanschauung verlästerte Evangelium fort und fort seine Wahrheit darin, daß eine Kraft von ihm ausgeht, die schwache Menschen unter schwerstem Druck „als einen Palmbaum“ treiben läßt, wie Hamann es erfahren? Hat nicht das als Sekte verschriene Christentum ein Reich in der Welt angerichtet von einer solchen Ausbreitung und Dauerhaftigkeit, daß keine irdische Monarchie oder Republik sich mit ihm messen kann? Ist nicht das „Märchen des Himmelreichs“, mag es „in Vergleichung aller übrigen Universalmonarchien und ihrer pragmatischen Geschichte ein kleines Senfkorn sein“. der Same, der die ganze Welt durchdringt, wogegen alle Gebilde der Weltanschauung nicht mehr als eine „Modeseuche“ darstellen?

Aber freilich, das merken die aufklärerischen Geister nicht. Denn der Geist, der die Schrift durchwaltet, ist ihnen fremd. Ohne ihn aber kann man dieses Buch nicht verstehen. „Wenn also unsere Religionsbücher auf den Vorzug einer allerhöchsten Eingebung An-

spruch machen, so fordern sie, mit und im Geiste desjenigen anbetungswürdigen und uns verborgenen Wesens gelesen zu werden, der sich als den Schöpfer Himmels und der Erden erklärt.“ Ja, sie „fordern schlechterdings, in und mit dem Geiste desjenigen Theisten gelesen zu werden, der als ihr König eines schmachlichen, freiwilligen und verdienstlichen Todes starb und die fröhliche Botschaft seiner Auferstehung und Erlösung und Wiederkunft zum Weltgerichte vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne, vom Süd- bis zum Nordpol hat verkündigen und erschallen lassen“.

Die „Sophisten“ wissen nichts vom Geist der Offenbarung und verstehen die Sprache Gottes nicht. Als 1774 in Herders „Ältester Urkunde des Menschengeschlechts“ ein Buch erschien, in dem ein frischer Lebensodem wehte, und an dem Hamann seine helle Freude hatte, da er die eigenen Grundsätze der Schriftauslegung hier wirksam werden sah, erhielt er von dem Philosophen Kant zwei Briefe, die ihm zeigten, wie wenig auch dieser imstande war, das Zeugnis des neuen Lebens, das ihm hier entgegentrat, zu verstehen und aufzunehmen. Was Kant vom Evangelium wußte und verstand, suchte er in ein System, in eine Lehre, ein Gesetz zu fassen, und es erschien ihm unmöglich, eine Religion auf ein Buch zu gründen, das Zeugnis gibt von geschichtlichen Tatsachen und Ereignissen, von dem also, was Gott ein für allemal für die Menschheit getan hat. Er stimmte dem von Lessing formulierten Satze zu, nach dem „zufällige Geschichtswahrheiten nie der Beweis allgemeiner Vernunftwahrheiten sein können“.

Hamann war ganz anderer Meinung. Er hatte erkannt, daß Gott zum Verdruß aller Philosophen und

Religionswissenschaftler in seiner Offenbarung andere Wege geht, als sie meinen erwarten zu müssen. Das hat er bereits 1762 in einer seiner feinsten und tief-sinnigsten Schriften, der „Aesthetica in nuce“ in unübertrefflicher Weise zum Ausdruck gebracht. Hatte der Göttinger Theologe Johann David Michaelis in seinen Kommentaren zum Alten Testament Kritik geübt an der unphilosophischen, bilderreichen, sinnlich-konkreten Sprache der Heiligen Schrift und eine Beseitigung derjenigen Bestandteile gefordert, die nach seiner Meinung Gottes nicht würdig seien, so zeigt Hamann, daß Gott gerade so zu den Menschen reden muß, um gehört und verstanden zu werden. Er nennt Gott den Herrn den großen Poeten vom Anfang der Tage, der uns seine Gedanken im großen Bilderbuch der Schöpfung und der Geschichte anschaulich vor Augen stellt. Alle seine Werke sind ein Preis und eine Verkündigung seiner Herrlichkeit und fordern uns auf, ihn zu fürchten und ihm die Ehre zu geben. Weil es um diese Entscheidung geht und nicht darum, daß wir richtige Gedanken und Ansichten von Gott gewinnen, weil es um den ganzen Menschen geht und nicht nur um seinen Verstand, darum redet Gott so zu uns und nicht anders. Der Mensch ist mehr als ein nur geistiges Wesen; er hat, so kann Hamann sagen, „Sinne und Leidenschaften“. Dementsprechend teilt sich Gott dem Menschen mit. Er begegnet ihm konkret, sinnenhaft, in leiblicher Gestalt, nie abstrakt-gedanklich. „Sinne und Leidenschaften reden und verstehen nichts als Bilder“, so ruft Hamann aus. Und ein andermal heißt es: „Gesetz und Propheten gehen auf Leidenschaft von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von allen Kräften, auf Liebe.“

Mit dieser Auffassung aber lehnt Hamann alle ein-

seitige, öde Verstandeskultur ab. Er hält es für die philosophische Ursünde, daß die Vernunft scheidet, was Gott zusammengefügt hat, und daß sie zusammenfügt, was getrennt sein soll. Man kann nicht eine Seite des menschlichen Wesens von seinem Gesamtsein ablösen und über alle anderen Gaben und Kräfte stellen. In solcher falschen Ablösung des Verstandes vom Leben überhaupt, in der Überbewertung der Denkkraft und der Verachtung des Sinnlichen sieht der Magus den Irrweg seiner Zeit begründet.

Absage an Kant

Von daher versuchen wir nun noch die letzten Äußerungen Hamanns zu verstehen, die ihn in der Abwehr des fremden Geistes und im Eintreten für die Wahrheit des Evangeliums auf den Höhepunkt führten. Dabei ging es einmal um eine Entgegnung auf Kants Erstlingsschrift, seine 1781 veröffentlichte „Kritik der reinen Vernunft“, das Buch, das den Königsberger Philosophen berühmt gemacht und einen ungeheuren Einfluß ausgeübt hat. Hamann hatte von vornherein seine eigene Meinung und brachte sie klar zum Ausdruck. Wenn er es trotzdem nicht gewagt hat, seine „Meta-Kritik“ zu veröffentlichen, so war es zum Teil persönliche Rücksichtnahme auf den Landsmann, dessen Eintreten er seine Anstellung verdankte. Darüber hinaus aber war er mit seinem Entwurf selber nicht zufrieden. „Die ganze Idee ist mir verunglückt“, so schreibt er, „und ich habe dem Ding ein Ende zu machen gesucht, daß ich mich des Gedankens daran ent schlagen könnte.“

Im Grunde sind seine Bedenken aber ganz klar. Hamann lehnte den Weg Immanuel Kants ab, weil er

ihm auf eine Ideologie, auf einen Idealismus hinauszulaufen schien, der der Wahrheit und Wirklichkeit nicht gerecht wird. Zwar setzt Kant dem natürlichen menschlichen Erkenntnisvermögen eine Schranke, indem er lehrt, daß das „Ding an sich“ vom Menschen nicht erkannt werde, damit also zugibt, daß es über die äußere, sinnlich wahrnehmbare Wirklichkeit dieser Welt hinaus Dinge gibt, die das natürliche Denken nicht erreichen kann. Aber nun hat Kant nach Hamanns Meinung durch seine Kritik die Vernunft doch erst recht auf den Thron gesetzt, ohne daß er sich darüber ganz im klaren war. Er macht die Vernunft zur Schöpferin der Welt, indem er lehrt, die Wirklichkeit, wie sie uns erscheint, sei eine nur erdachte und erträumte Wirklichkeit; das Bild, das sich uns vor die Augen stellt, habe mit dem „Ding an sich“ nichts zu schaffen, sondern werde von unserm Geiste gestaltet. Solches zu behaupten und zu lehren, ist ein Frevel, den Hamann der Philosophie nicht verzeihen kann.

Es ist ein Idol, ein Hirngespinnst, dem die Philosophie hier nachjagt. Hamann ringt darum, das klar herauszustellen. Es ist ihm nach seinem eigenen Eingeständnis nicht ganz gelungen. Was er sagen will, ist etwa dieses: Vernunft ist nicht schöpferisch. Es ist wirklich ein Frevel, das zu sagen. Es gibt überhaupt keine „reine Vernunft“, d. h. ein von der Erfahrung abgelöstes, abstraktes Denken. Unsere Gedanken bedeuten erst dann etwas, wenn wir ihnen eine sinnliche Gestalt geben, wenn wir sie hörbar oder sichtbar werden lassen, sie aussprechen oder aufschreiben. So steckt für Hamann alles in dem Geheimnis des Wortes, der Sprache. Er wünscht sich eine Beredsamkeit, wie Demosthenes sie besaß, und möchte ein einziges Wort dreimal wiederholen: Vernunft ist Sprache.

„An diesem Markknochen nage ich und werde mich zu Tode nagen. Noch ist es finster über der Tiefe, ich warte noch immer auf einen apokalyptischen Engel mit einem Schlüssel zu diesem Abgrunde.“

An der Sprache wurde Hamann die unauflöbliche Zusammengehörigkeit des Leiblichen und Geistlichen deutlich. Immer teilt sich der Geist nur so mit, daß er eine sinnlich faßbare Gestalt, einen „Leib“ annimmt. Reinen Geist, reine Vernunft hat Nietzsche später eine Lüge genannt. Er hat damit sicher Hamanns Meinung getroffen.

Von daher aber fällt neues Licht auf das Zeugnis von Gottes ewiger Offenbarung, wie wir es früher von Hamann gelernt haben. „Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns.“ In unbegreiflich schenkender Herablassung vereinigt sich Gottes Geist mit dem schwachen, vergänglichen Buchstaben, Christus mit den irdischen Elementen des Brotes und Weines im Sakrament, damit wir ihn wirklich empfangen können. Hamann wandelt hier ganz in den Spuren Luthers und lehnt Kant und seine Gesinnungsgenossen als Schwärmer und Mystiker ab, da sie die Natur, die Gott so hoch ehrte, daß er sie zum Spiegel seiner Herrlichkeit machte, in Schein aufzulösen suchen. Wer dabei bleibt, zu trennen, was Gott zusammengefügt hat, wer nicht wahrnimmt, daß „Sinnlichkeit und Verstand als zwei Stämme der menschlichen Erkenntnis aus einer gemeinschaftlichen Wurzel entspringen“, daß also Äußeres und Inneres, Leib und Geist, Wort und Vernunft zusammengehören, der wird vom Wunder der ewigen Offenbarung nichts begreifen und ohne das Licht bleiben, das alle Menschen erleuchtet.

Die Schwärmer reden zwar auch von jenem Licht, aber sie suchen es dort, wo es nicht zu finden ist. Sie

suchen es bei sich selbst, in ihrem Innern. Kant und seine Jünger glauben es in der „reinen“ Vernunft, die vor aller Erfahrung gegeben sei, entdeckt zu haben. Hamann aber bezeugt demgegenüber mit allem Nachdruck: Im Anfang war — nicht die Vernunft, sondern das Wort. Vernunft ist wie unser Auge und Ohr ein Organ, zu vernehmen und zu empfangen, was Gott uns gegeben hat. „Unsere Vernunft muß warten und hoffen, — Dienerin, nicht Gesetzgeberin der Natur sein wollen.“ Daß Kant den Menschen diese seine unter Gott gebeugte Stellung vergessen läßt und ihm eine Selbständigkeit gibt, die ihm nicht zukommt, das ist eine Irreführung, die Hamann nicht hingehen lassen kann. Es ist ein Abfall vom Evangelium, das uns von Gott und seiner Gnade allein abhängig sein läßt. Trotz einer gelegentlich bewußt christlichen Ausdrucksweise ist Kant dem Geiste Jesu Christi ebenso ferngerückt wie seine rationalistischen Gesinnungsgenossen. Als nach einigen Jahren ein weiteres Werk von ihm, die „*Metaphysik der Sitten*“ erschien, schrieb Hamann an Herder: „Statt der reinen Vernunft ist hier von einem andern Hirngespinnst und Idol die Rede: vom guten Willen. Daß Kant einer unserer scharfsinnigsten Köpfe ist, muß ihm auch sein Feind einräumen. Aber leider ist dieser Scharfsinn sein böser Dämon, fast wie Lessing seiner. Denn eine neue Scholastik und ein neues Papsttum sind die beiden Midas-Ohren unseres herrschenden Säculi (Jahrhunderts).“

Da ist die drohende Gefahr also klar erkannt. Zu fest wurzelte Hamann in der reformatorischen Botschaft von der freien Gnade, die allein den Sünder rettet, als daß er die kantische Achillesferse nicht hätte sehen sollen. Die Fürstin Gallitzin, von deren Freundschaft mit Hamann noch die Rede sein wird, berichtet

vom Umgang mit ihm als das Unvergesslichste und Eindrucksvollste, daß er ihr das von allen andern bewunderte Vollkommenheitsstreben als sündlichen Stolz hingestellt habe. Damit habe er ihr, wie sie schreibt, die Haut von den Knochen gerissen und der Lahmen die Krücke geraubt. Aber, so fährt sie fort: „Ich liebte ihn mehr als jemals für diese väterliche Härte, wälzte daher die Sache ernsthaft in meiner Seele und befand sie wahr.“ Daß dieser Mann mit der Lehre Kants vom guten Willen nichts anzufangen wußte, ist selbstverständlich.

Am Schluß seiner gegen Kant gerichteten Abhandlung spricht Hamann die Vermutung aus, vielleicht sei die Scheidewand zwischen Judentum und Heidentum ein ähnlicher Idealismus wie bei Kant: „Der Jude hat das Wort und das Zeichen, der Heide die Vernunft und ihre Weisheit.“ Die Scheidewand zwischen Judentum und Heidentum, — vielleicht hätte Hamann auch sagen können; zwischen christlichem Glauben und neuheidnischer Weltanschauung. Wir sind damit aber hingeführt zu Hamanns letzter und bedeutendster Schrift, mit der er sein Zeugnis vollendet hat.

Theologie des Kreuzes

Noch einmal hatte er sich stark gemacht zur Gegenwehr wider den Angriff der glaubenslosen Zeitphilosophie. Nicht leicht ist ihm sein „*Golgatha und Scheblimini*“ abgegangen. Ein ganzes Jahr hat er, wie wir in seinen Briefen lesen, daran gearbeitet, über ein Buch Papier verschmiert, immer gegen Verstopfung und Durchfall der Gedanken und des Stils zu kämpfen gehabt, bis er endlich überdrüssig geworden ist, die

letzte Hälfte auszuglätten und zu vollenden. Endlich waren die drei Bogen fertig geworden. Und während seine „Metakritik“ gegen Kant ihm so wenig geglückt war, daß er sie nicht an die Öffentlichkeit zu bringen wagte, hatte er am „Scheblimini“ seine besondere Freude. Das Büchlein erschien ihm geradezu als der ganze Inhalt seiner kleinen Autorschaft.

Dabei handelte es sich ganz einfach um die Antwort auf eine der vielen Veröffentlichungen jenes schreibseligen Jahrhunderts, in denen die neue Weltanschauung sich kundtat, und die über den Tag hinaus kaum Bedeutung für sich in Anspruch nehmen konnte. Jedenfalls weiß heute kaum noch jemand etwas von der Schrift eines Moses Mendelssohn, des Freundes und Gesinnungsgenossen Lessings, des Begründers des Reformjudentums, der seine Abneigung gegen den ihm nahegelegten Übertritt zum christlichen Glauben zu rechtfertigen suchte. Von seinem aufklärerischen Standpunkt sah er christliche und jüdische Religion eng beieinander auf der gleichen Ebene. Der eigentliche Gehalt beider Glaubensrichtungen erschöpfte sich nach seiner Meinung in allgemeinen sittlichen Grundsätzen, wie sie uns auch die gesunde Menschenvernunft offenbart. „Ich kenne keine anderen ewigen Wahrheiten, als die der menschlichen Vernunft nicht nur begreiflich, sondern durch menschliche Kräfte dargetan und bewährt werden können.“ So redete der Aufklärer leicht daher.

Hamann hat sich die Mühe gemacht, sein „Jerusalem“ Satz für Satz unter die Lupe zu nehmen. Er möchte dem Verfasser Gerechtigkeit widerfahren lassen und sucht wirklich auf ihn zu hören. Einen Augenblick nimmt er an, die Vernunft sei tatsächlich, wie der Aufklärer behauptet, ein höchster Wert, und die Welt

unterstehe den ihr innewohnenden Gesetzen der Weisheit und der Güte. Aber — wer weiß denn, ob es wirklich so ist? Wer kann es beweisen? Muß man nicht an diese Behauptung genau so glauben, wie der Christ an die in der Schrift bezeugte Offenbarung glaubt? Wird nicht deutlich, daß auch die dem Evangelium entgegenstehende Weltanschauung nicht über die Annahme letzter bindender Lehrsätze, die unbeweisbar sind, hinauskommt, und daß ihr Eifer gegen die Geltung von Schrift und Bekenntnis im Namen der freien Menschenvernunft ein blinder Eifer ist? Ist nicht auch die Weltanschauung im höchsten Maße dogmengebunden, ohne daß sie es selber weiß und zugibt? Ist sie nicht, indem sie sich der Leitung durch den Geist Gottes entwand, in gesteigertem Maße dem Zeitgeiste hörig geworden?

Es ist deutlich die Absicht dieser Gedankenführung, die Selbstsicherheit des aufgeklärten Menschen zu erschüttern. Er soll merken, daß er selbst, daß die selbstherrliche Vernunft nicht das Maß aller Dinge sein kann; daß er sich schon deshalb nicht uneingeschränkt in den Mittelpunkt rücken darf, weil ja auch der andere mit demselben Recht da ist. Ist nicht dieser unser Nächster die Grenze unserer Ansprüche und unserer Wünsche? Führen nicht die immer wieder auftretenden „Kollisionsfälle“ unweigerlich zu der Einsicht, daß die letzte Entscheidung nicht bei uns liegen kann, sondern bei dem liegen muß, der der Herr und Richter ist?

Das ist aber ein großes Anliegen dieser Schrift Hamanns, wie seiner ganzen Schriftstellerei: er möchte dem aufgeblasenen Geschlecht seiner Zeitgenossen diesen Herrn verkündigen, von dem es gilt: Er spricht, so geschieht's! Beugt man sich seinem Wort und Gebot, so kommt alles zurecht. Sucht aber der Mensch

an die Stelle seines Gesetzes das von ihm erfundene „Naturrecht“ zu setzen, pocht er auf seine angeblich alles bestimmende Vernunft, dann gerät alles in Verfall und Unordnung. Der Mensch verstrickt sich immer mehr in Schuld und Irrtum. Er will die Wahrheit nicht sehen und verfällt der Lüge. „Jeder Sophist ist also nicht nur ein Lügner, sondern auch ein Heuchler und bedient sich der Sprache als eines Puppenspiels, sein Idol, das eitle Gemächte menschlicher Kunst, für einen Ausfluß göttlicher Vernunft und eine leibhafte Tochter ihrer Stimme auszugeben, abergläubische Leser durch das Blendwerk einer goldenen Hüfte oder gülden Kalbes hinters Licht zu führen und sich ihre Überzeugung auf Kosten und Gefahr unerkannter lebendiger Wahrheiten als ein Dieb und Mörder zu erschleichen.“

So kann Hamann urteilen, weil ihm gewiß ist, daß Gott seine Weisungen so klar und unmißverständlich unter die Menschen gestellt hat, daß sie solcher Irreführung nicht zu erliegen brauchen. Das ist ja, wie Hamann in der zweiten Hälfte seines Buches zeigt, das Besondere und Auszeichnende der jüdischen wie dann erst recht der christlichen Religion, daß hier „in der ältesten Urkunde des menschlichen Geschlechts“ das Zeugnis von Gottes wirklich geschehener Offenbarung bewahrt wird. Hierbei geht es nicht um allgemeine Ideen und philosophische Lehrmeinungen; es geht um geschichtliche Tatsachen, göttliche Ereignisse, heilige Veranstaltungen zu unserm Heil. Es geht um Gottes Verheißung im Alten und um die Erfüllung im Neuen Bund. In der alttestamentlichen Religion weist alles über sich hinaus auf das Kommende, nein, auf den Kommenden, hin, und wer diesen Weissagungscharakter des Alten Testaments übersieht, wer diesen

Fingerzeig in all diesen Schriften nicht beachtet, dem muß das gesamte jüdisch-hebräische Religionswesen als „eine Geringschätzung Gottes und der göttlichen Vernunft“ vorkommen. Nur vom Ziel und Ende her kann der zurückgelegte Weg richtig überschaut und verstanden werden. Nur vom Neuen Testament her begreift man das Alte.

Freilich, wer auch hier, im Neuen Testament, die Hauptsache, die Versöhnung durch das Kreuz Christi, streicht, der hat den Schlüssel zum Verständnis der Schrift verloren. Wer dagegen von diesem Ziel- und Höhepunkt her zurückblickt, dem wird deutlich, daß die „ganze Mythologie der hebräischen Haushaltung nichts war als ein Typus einer transzendenten Geschichte, das Horoskop eines himmlischen Helden, durch dessen Erscheinung alles bereits vollendet ist und noch werden wird, was in ihrem Gesetz und in ihren Propheten geschrieben steht.“ Daß „die ganze Geschichte des Judentums Weissagung war“, wird von daher deutlich. Und zugleich wird das Weitere erkannt, daß das Wesen der geoffenbarten Religion des Christentums „mit Grund und Recht Glaube, Vertrauen, Zuversicht, getroste und kindliche Versicherung auf göttliche Zusagen und Verheißungen“ heiße, — und nicht etwa, wie man meinte, sittlich-moralische Vollkommenheit. Unglaube gilt hier als die einzige Sünde wider den Geist der wahren Religion, „deren Herz im Himmel und ihr Himmel im Herzen ist“. „Denn nicht in Diensten, Opfern und Gelübden, die Gott von den Menschen fordert, besteht das Geheimnis der christlichen Gottseligkeit, sondern in Verheißungen, Erfüllungen und Aufopferungen, die Gott zum Besten der Menschheit getan und geleistet; nicht im vornehmsten und größten Gebot, das er auf-

erlegt, sondern im höchsten Gute, das er geschenkt hat; nicht in Gesetzgebung und Sittenlehre, die bloß menschliche Gesinnungen und Handlungen betreffen, sondern in Ausführung göttlicher Taten, Werke und Anstalten zum Heil der ganzen Welt.“

Wir brechen hier mit der Wiedergabe der noch viel inhaltsreicheren Schrift ab und hoffen, daß deutlich geworden ist, wie hier gegenüber einer völligen Entleerung und Mißdeutung ein ganz neues Verständnis der christlichen Botschaft geschenkt wurde. Hamann hat das selbst klar erkannt und in dem seinem Büchlein gegebenen Titel zum Ausdruck gebracht. Wie man einst in Jerusalem den Herrn nach Golgatha führte, um ihn zu kreuzigen, wie aber aus dem Kreuz das „Scheblimini“ („Setze dich zu meiner Rechten!“) wurde, so geht es hier: „Golgatha war der letzte Triumph der außerordentlichen Gesetzgebung über den Gesetzgeber selbst, und sein auf diesen Hügel gepflanztes Holz des Kreuzes ist das Panier des Christentums. In dem Worte Scheblimini aber liegt die Tugend und Kraft des einzigen, über alle Namen erhöhten Namens, außer welchem kein Heil und Seligkeit werden kann; der verborgene Schatz aller außerordentlichen Gesetzgebungen und mythologischen Religionsoffenbarungen, die köstliche Perle zwischen den beiden Autorschaften des Judentums und des Heidentums.“

Scheblimini — das ist der geheimnisvolle Name, den Luther, „der deutsche Elias und Erneuerer des . . . entstellten Christentums“, seiner Reformation gab. Hamann hat das Losungswort sich „angemaßt“, „die einsam weinende Rahel irgendeines christlich-protestantischen Lesers in der Wüsten . . . zu trösten“. Es ist ja wieder die Stunde, wo man in „Jerusalem“, das freilich viel eher „Samaria“ genannt werden müßte,

den König der Wahrheit ans Kreuz erhebt und das Gedächtnis seines Namens auszulöschen sucht. Wieder wird im Namen der natürlichen Religion, im Namen der Weltanschauung das Ende des christlichen Glaubens verkündet. Aber wieder wird es sich erweisen, daß zu Golgatha das Scheblimini gehört, daß der König, dessen Gedächtnis man austilgen möchte, doch der ist, der nach „dem königlichen Wort seiner Verheißung“ bei den Seinen alle Tage ist bis an der Welt Ende.

„Diesem Könige, dessen Name wie sein Ruhm groß und unbekannt ist, ergoß sich der kleine Bach meiner Autorschaft, geachtet wie das Wasser zu Siloah, das stille geht“, so ruft Hamann aus. Mit dem „Fliegenden Brief an Niemand, den Kundbaren“, dem diese wie auch die vorher zitierten Sätze entstammen, hat er diesem seinem 25jährigen Dienste ein Ziel und Ende gesetzt. Er legt die Feder aus der Hand. Er hat sein Zeugnis ausgerichtet. Durch diese 25 Jahre hat er den Kampf geführt mit den Feinden des Königs der Wahrheit, die ihm keinen Platz gönnen wollten im deutschen Geistesleben, und noch immer glüht seine Zunge, wenn er daran denkt, wie man in Berlin und anderswo „jeden dürren Halm seiner Muse“ verfolgte; wie man es ihm übel vermerkte, daß er für den längst zum Tode verurteilten, den ans Kreuz Gehängten zu streiten wagte. Es wird ihm nie vergessen werden, daß er diesen Kreuzzug bis zuletzt durchgehalten hat, daß das Ziel und der Inhalt seiner Arbeit in nichts anderem als darin bestand: „Wie ein lieber Buhle mit dem Namen seines lieben Buhlen das willige Echo ermüdet und keinen jungen Baum des Gartens und Waldes mit den Schriftzügen und Malzeichen des markinnigen Namens verschont, so war das Gedächtnis

des Schönsten unter den Menschenkindern mitten unter den Feinden des Königs eine ausgeschüttete Magdalenensalbe und floß wie der köstliche Balsam vom Haupte Aarons hinab in seinen Bart, hinab in sein Kleid.“

Christentum und Luthertum heißen die beiden Gegenstände, die nach Hamanns Worten seine „geheime Autorschaft“ über ein Vierteljahrhundert im Schilde geführt. Solcher Einsatz kann nie ohne Frucht bleiben. Nicht, als ob Hamanns Eintreten Christentum und Luthertum gerettet hätte. Aber er ist in dieser dunklen Zeit der erste und vornehmste Zeuge dessen, der durch das Kreuz seinen Sieg, sein Scheblimini an den Tag bringt. Als solcher redet er, obwohl er längst gestorben ist.

Um den Abend wird es licht

Es erfüllte sich, was der prophetische Zeuge ahnungsvoll erwartete: Ein friedlicher, freundlicher Lebensabend war dem durch so viele kummervolle Jahre Gereiften noch vorbehalten. Ein Kreis treuer Freunde erwartete ihn und bereitete dem geplagten Manne für die letzten Monde seines kurzen, unruhigen und doch so gesegneten Lebens die Herberge. Hamann durfte etwas davon erfahren, wie seine Lebensarbeit, während er selbst schon den Weg des Sterbens ging, Frucht zu tragen begann.

Solche Frucht zeigte sich eben darin, daß überall im deutschen Vaterlande sich kleine Kreise sammelten, die seinem Ruf zufolge vom Zeitgeist sich entschlossen abwandten und zur Wahrheit des Evangeliums sich bekannten. War im Norden Matthias Claudius, der

„Wandsbeker Bote“, durch seine kindlichen Lieder wie durch seine tiefsinnigen Schriften ganz im Sinne des nordischen Magus, dem er sich freundschaftlich verbunden fühlte, ein Rufer zu echter christlicher Frömmigkeit, so gingen die Beziehungen auf der andern Seite zu dem berühmten Prediger an der Peterskirche in Zürich, Johann Kaspar Lavater, dessen mystisch-theosophisches Verständnis des Evangeliums ihn allerdings nicht befriedigen konnte. „Ihnen von Grund meiner Seele zu sagen“, so schreibt er ihm 1778, „ist mein ganzes Christentum“ — allen schwärmerischen Spekulationen gegenüber — „ein Geschmack an Zeichen und an den Elementen des Wassers, des Brotes und des Weines. Hier ist Fülle für Hunger und Durst, eine Fülle, die nicht bloß, wie das Gesetz, einen Schatten der zukünftigen Güter hat, sondern das Wesen der Dinge selbst, insofern selbige, durch einen Spiegel im Rätsel dargestellt, gegenwärtig und anschaulich gemacht werden können; denn das Vollkommene liegt jenseits“. In einem späteren Schreiben bekennt er sich dem aus dem reichen Schatz seines Innenlebens Schöpfenden gegenüber zu der Armut des Geistes, der der Herr das Himmelreich verheißt: „Bin arm, lieber Lavater, auch arm am Geist — muß selber auf die Seligkeit des Gebens und die Pflicht des Wiedergebens Verzicht tun.“

Trotz solchen „Bestrafungen“, mit denen Hamann den Züricher Freund nicht verschonte, und die dieser sich gern gefallen ließ, fehlte es nicht an der Gemeinschaft des Geistes, von der freilich nur wenige Schreiben Zeugnis geben. Viel ausgiebiger war der Austausch mit dem 1743 zu Düsseldorf geborenen Münchener Hofrat Friedrich Heinrich Jacobi, der sich in zahlreichen Schriften an der philosophischen

Auseinandersetzung der Zeit beteiligte. Die Bekanntschaft hatte Claudius vermittelt, der die Söhne Jacobis unterrichtete und Hamann mit dessen Werken bekannt machte. Der Magus erkannte sofort die gemeinsame Grundlinie: im Gegensatz zu Kant Absage an jeden einseitigen Verstandesdogmatismus, ein neues Ringen um ein Erfassen der ganzen Lebenswirklichkeit und ihrer Verankerung in Gott. Nachdem Hamann im August 1783 nach Empfang einer Sendung mit Schriften Jacobis diesem zum ersten Male geschrieben hatte, wurde der Verkehr immer anregender und immer herzlicher. Das große Leid, das Jacobi 1784 durch den Verlust eines Sohnes und seiner Gattin sowie durch persönliche Krankheitsnot erfuhr, und an dem er seinen Königsberger Freund teilnehmen ließ, mag dieses wahrhaft brüderliche Verhältnis noch vertieft haben. Jedenfalls vernehmen wir, daß Hamann bald seinem „lieben Bruder Jonathan“ schreibt, während Jacobi den Gefährten als „Vater, lieber Herzensvater“ anredet. Im August 1786 konnte Hamann einen Brief an Jacobi mit den Worten beginnen: „Liebster Fritz, ich erhielt im August 1783 Deinen ersten Brief und gestern den 49. von Deiner Hand.“ Dabei hatte der Briefwechsel ein ganzes Jahr geruht.

Jacobi gehörte im Westen einem Kreise geistig bewegter Zeitgenossen an, denen Hamann längst kein Unbekannter mehr war. Seine Schriften wurden gelesen und besprochen. Man konnte sie nicht jedem in die Hand geben. Vielen blieb ihr Sinn verborgen. Wer aber anfing, ihn zu erfassen, der kam nicht mehr davon los und schaute dankbar auf zu dem unbekanntem Verfasser, von dessen unscheinbarer äußerer Existenz er vielfach nichts ahnte.

So ging es dem jungen Mann, der am 7. August 1784 voll innerster Ergriffenheit und jugendlicher Begeisterung an den armen Packerhofverwalter in Königsberg schrieb, ihm seine Dankbarkeit bezeugend und von ihm, dem Unbekannten, die Gunst erbittend, an Sohnesstelle von ihm an- und in sein Haus aufgenommen zu werden. Hamann war so gerührt von so viel Liebe und Vertrauen, daß er unbekümmert auf das Angebot einging und dem Fremden rückhaltlos seine bedrängten Lebensumstände darlegte. Die Antwort war eine überraschende. Franz Buchholz, der wohlbegüterte Eigentümer eines Landsitzes bei Münster in Westfalen, sandte ein „fürstliches Geschenk“, bestimmte für jedes der vier Kinder Hamanns die Summe von tausend Talern und befreite damit den armen Vater mit einem Schlage von allen Sorgen. Hamann war noch mehr beschämt. Sein Dankeschreiben vom 15. Dezember läßt das deutlich werden. Unter anderem schreibt er: „Ob die Zeichen und Wunder meines ganzen Lebens meinen Glauben stärken oder meinen Unglauben beschämen sollen, weiß der Herzenskündiger am besten . . .“

Er sollte noch mehr Überraschungen erleben.

Die Frontstellung war eine andere geworden. Quer durch das Lager der römischen und protestantischen Kirche formierte sich der Widerstand gegen den Geist des Unglaubens, erwachte das Bekenntnis zum gekreuzigten und auferstandenen Christus zu neuem Leben. In Münster sammelte sich um den geistreichen wie frommen Minister und bischöflichen Generalvikar Franz v. Fürstenberg ein Kreis bedeutender Persönlichkeiten, dessen Seele die Fürstin Amalie von Galitzin war. Sie stellte in der damaligen geistigen und religiösen Welt eine besondere Erscheinung dar. Nach-

dem sie, die Tochter des preußischen Generalfeldmarschalls Graf von Schmettau, deren Mutter katholisch war, im Kloster ihre Erziehung gefunden hatte, verheiratete sie sich mit dem russischen Gesandten im Haag, dem Fürsten Gallitzin, ohne jedoch in dieser Verbindung zu finden, was sie suchte. Mit Einwilligung ihres Gatten trennte sie sich von ihm, um ganz ihren wissenschaftlichen und schöngeistigen Neigungen und der Erziehung ihrer Kinder zu leben. Während lange Zeit der französische Aufklärer Diderot und der platonisierende niederländische Philosoph Hemsterhuis ihr Wegweiser waren, fand sie mehr und mehr den Weg zu Christus. Das um so mehr, nachdem sie unter den Einfluß des schon erwähnten Freiherrn von Fürstenberg, den sie wegen der Erziehung ihrer Kinder um Rat anging, getreten war. Sie wurde von seinem anziehenden Wesen so gefesselt, daß sie beschloß, ihren Wohnsitz nach Münster zu verlegen.

Eines Tages wurde in dem Kreise, der sich regelmäßig in ihrem Hause versammelte, und zu dem auch Jacobi gehörte, von Hamann gesprochen. Die Fürstin wurde begierig, mehr von ihm zu erfahren. Es war umsonst, daß man ihr abriet, sich mit den dunklen Schriften des nordischen Magus zu befassen. Ihr Verlangen wurde nur noch größer. Sie las die „Sokratischen Denkwürdigkeiten“ einmal, zweimal, immer von neuem, verstand zunächst wenig, bald aber mehr und wünschte weitere Schriften von ihm kennenzulernen. Kurz entschlossen wandte sie sich daher an die in Königsberg lebende Gräfin Keyserling, obwohl diese ihr von einer früheren Begegnung her nur flüchtig bekannt war. Sie bat um nähere Auskunft über den Packhofverwalter und sein literarisches Schaffen.

Schon einmal hatte die Gräflich Keyserlingsche Familie den stillen Denker unvermutet in seiner Häuslichkeit aufgesucht, um sich nach seinen Lebensumständen zu erkundigen. Er hatte sich nicht darum bemüht, diese Verbindung weiter zu pflegen, obwohl seine bedrängte Lage das hätte nahelegen können. Jetzt wurde er plötzlich zur Audienz gebeten, mußte sich wegen seiner falschen Zurückhaltung Vorwürfe machen lassen und durfte dann mit Verwunderung vernehmen, welches Interesse man in der weiten Welt an seiner ihm so ärmlich dünkenden Autorschaft nahm. Er war erstaunt und dienstbeflissen, suchte seine Veröffentlichungen vollständig zusammenzubringen, um sie der Fürstin nach Münster schicken zu können. Zugleich erwachte wie ein eingeschlafener Riese der Gedanke, noch einmal in die Ferne aufbrechen und die Freunde sehen zu dürfen. Eine „Gesundheitsreise“ wollte er unternehmen, dabei Herder nach zwanzig Jahren wiedersehen, Claudius und Lavater kennenlernen, vor allem aber zu seinem unbekanntem Wohltäter kommen und die Hand drücken, durch welche Gott sein häusliches Genügen, seine Ruhe und seinen Frieden wiederhergestellt. Würde er bei seiner schwachen Gesundheit den Plan durchführen können? Voll Verlangen und brennender Sehnsucht, voll Furcht und Besorgnis wartete er Monat um Monat, Jahr um Jahr.

Die ihm vorgesetzte Behörde wollte den zur Ausführung der Reise notwendigen Urlaub nicht gewähren. Trotz des Eintretens einflußreicher Freunde, auch der Fürstin Gallitjin, gelang es erst nach dem im August 1786 erfolgten Tode des alten Königs, von den dienstlichen Verpflichtungen freizukommen. So sollte Hamann den Becher seiner Leiden bis zur Neige leeren. Als ihm im Mai 1787 endlich sein Wunsch

erfüllt wurde, stellte man ihm frei, „die vorhabende Reise so viele Monate, als er will, anzutreten“. Hamann war seines Amtes enthoben. Der Verlust war ihm schmerzlich, da er gehofft hatte, jetzt, nach Abzug der französischen Verwaltung, den Dienst mit größerer Freude versehen zu dürfen. Wie wenig man seine Arbeit wertete, kam auch darin zum Ausdruck, daß man eine kaum ausreichende Pension von 150 Talern festsetzte, worüber die Freunde allgemein empört waren. Auf Hamanns Vorstellung wurde das Ruhegehalt auf 200 Taler erhöht.

Fahrt ins Reich und Heimfahrt

Das Ziel war nun aber erreicht. Hamann fühlte sich, wie er Anfang Juni 1787 an Jacobi schrieb, wie neugeboren. Am 21. des Monats bestieg der alte gebrechliche Mann zusammen mit seinem Sohne Michael den Postwagen, der ihn nach Berlin bringen sollte, nicht ahnend, daß er die Heimat nicht mehr sehen würde.

Nach 8 Tagen kam man am 28. Juni in die preussische Hauptstadt, wo Hamann, von den Strapazen der Reise mitgenommen und in fortschreitendem Maße an geschwollenen Gliedern leidend, bei seinem Freunde Reichardt liebevolle Aufnahme und großartige Bewirtung fand. Als man am 6. Juli die Reise über Magdeburg, Helmstedt, Braunschweig, Hannover, Minden und Bielefeld fortsetzte, schloß sich, wie es verabredet war, der alte Freund Dr. Lindner, von Hamann als Dr. Raphael bezeichnet, dem Leidenden an, um ihm zur Verfügung zu stehen.

Am 16. Juli traf man abends in Münster ein. „Finde ich bei Ihnen keine Ruhe, so gibt es keine Ruhe mehr

für mich“, so hatte Hamann vor der Abreise aus Königsberg an Franz Buchholz geschrieben. Nun konnte er, am Ziel seiner Wünsche, anderntags an Reichardt nach Berlin berichten: „Ich hoffe, alles gefunden zu haben, was ich gesucht und gewünscht habe; und ein freies, neues Herz zum Genuß der Freude und des Lebens wird die Ausbeute meiner Wallfahrt hier bald sein.“ Noch volltönender klingt es, wenn er an Jacobi schreibt: „Ich liege in Abrahams Schoß und lebe als Augenzeuge einer Harmonie, die der erste Philosoph unter den Sternen wahrzunehmen glaubte. Laß mich, solange ich kann und will, träumen in meiner empfindseligen Lage! Mich verlangt, Dich zu sehen.“

So hatte tatsächlich die glücklichste Zeit seines Lebens begonnen. Zwar nahm der äußere Mensch zusehends ab. Mit geschwollenen Füßen und krankem Magen, erschöpft von der Reise, lag er zu Bett. Mitte August folgte er Jacobi nach dessen stillem Landsitz Pempelfort, wo man mit einer Brunnenkur begann, die der Leidende bis in den Oktober hinein durchführte, ohne aber wesentliche Erleichterung zu verspüren. Rechte Erholung konnte der auch nicht finden, den die reichhaltige Bibliothek des Freundes wie auch der persönliche Verkehr mit ihm in keiner Weise zu der notwendigen, vom Arzte gewünschten Ausspannung kommen ließen. Um dieser Versuchung willen verließ Hamann sein „Elysium“, wie er sich ausdrückt, „mit polnischem Abschied“, da er Jacobi meinte nicht bieten zu können, was dieser erwartete, und nach den Freunden in Münster verlangte.

Kränker noch kehrte er zurück. „Mit der leidigen Arbeit des Denkens und Schreibens will es gar nicht mehr fort“, so schrieb er nach Königsberg, „und ich habe keine Hoffnung mehr, ein brauchbarer und täti-

ger Mensch zu werden. Die zwanzig Jahre des Jochs, das ich getragen habe, sind nicht mehr zu ersetzen.“ In einem anderen Briefe an die Freunde daheim heißt es merkwürdig mehrdeutig: „Der mich unter so vielen Wundern und Zeichen hergeführt hat, wird mich auch in Fried und Freud heimbringen ins rechte Vaterland, Kyrieleison, und mir jeden Himmel, jedes Elysium auf Erden zu verleiden wissen.“

Den Winter verbrachte er auf dem Stammschlosse seines Freundes Franz Buchholz in Wellbergen. Hier wollte er ausruhen, und er hat 3 Monate fast ohne Unterbrechung auf dem Krankenlager zugebracht, von immer neuen Schmerzen geplagt. Als der Zustand zu ernstern Besorgnissen Anlaß gab, wurde Dr. Lindner, der in Münster zurückgeblieben war, herbeigerufen. Er konnte dem Kranken aber auch nicht helfen, sondern trieb durch seine reinigenden Mittel ein Gallenfieber und einen flechtenartigen Ausschlag hervor, der dem Kranken viele Qualen bereitete und dem behandelnden Arzte viel „englische Geduld und alle medizinische Gelehrsamkeit und Kunst“ abverlangte. Erst nach Anbruch des Frühjahrs war Hamann so weit hergestellt, daß er in Begleitung des Sohnes und Dr. Raphaels nach Münster zurückgebracht werden konnte.

Schon waren seine letzten Tage gekommen, obwohl er ernsthaft an die Heimreise ins irdische Vaterland dachte. „Je mehr der äußere Mensch abnimmt, desto mehr wächst der innere; je älter und unvermögender, desto ruhiger, zufriedener und vergnügter werde ich“, so berichtet er in die Heimat. Mochten darum auch gelegentliche Todesahnungen sein Gemüt umdüstern, an das nahe Ende konnte er trotzdem nicht glauben. „Ich bin hier wie eine Biene und sammle alles, was

ich nur kann, zur Ernte in meiner Heimat und gegen die Langeweile meiner immer hungrigen und durstigen Seele, die ebensowenig feiern als arbeiten kann.“

Sowenig sein unstillbares Verlangen nach Speise und Trank bis zuletzt nachließ, sowenig nahm der geistige Hunger ab. „Ich lese mit eben dem Hunger und unersättlichem Geschmack, als ich esse.“ Er fand im Verkehr mit den Freunden alles Genüge und wurde vor allem von der Fürstin, seiner „lieben Amalie“, fast wie ein Heiliger verehrt, wie er seinerseits „von der Fürstin nie sprach, daß ihm nicht die Tränen in die Augen kamen“, wie ein Zeitgenosse berichtet. Der Tochter schreibt er: „Keine Mutter noch Schwester kann so viel Liebe haben als sie für deinen alten Vater und alles, was ihn angeht und zu seinem Glück gehört.“

So gut wußte er sich aufgehoben, und doch verlangte er heim zu den Seinen. Er dachte an seine treue Hausmutter, die sich um ihn und den in der Ferne weilenden Sohn Sorge machte, und er ließ ihr alle solche Sorgen verbieten: „Er im Himmel sorget für uns alle, und ihn wollen wir für alles sorgen lassen, unser Brot mit Freuden essen und unsern Wein mit gutem Mut trinken. Gott segne uns alle nach seiner Liebe im Geiste des heute auferstandenen Sohnes der Liebe mit Leben und Wohltaten desselben!“ So geschrieben am Ostag des Jahres 1788. Der ältesten Tochter teilt er am 30. Mai mit: „Den 1. Juni denke ich mit Ernst an meine Abreise. Franz und seine Frau werden mich bis Pempelfort begleiten. Gott, der mich unter so vielen Wundern hergeführt hat, wird es an seinen Gnadenmitteln nicht fehlen lassen, mich wieder heimzubringen zu Euch und Eurer lieben Mutter, die er erhalten wolle bei gutem Mut und gesunden Kräften.“

Die Abreise mußte abermals wegen großer Schwäche verschoben werden. Am 21. Juni war der Wagen bestellt, der den Heimkehrenden nach Pempelfort, Jacobis Musensitz, bringen sollte. „Ich hoffe, in Deinem Elysium noch ein wenig Luft zu schöpfen“, hatte er am 14. Juni seinem Herzens-Jonathan geschrieben. Die Reise sollte dann weiter über Zürich, Weimar und Hamburg nach Königsberg gehen, da auch Lavater, Herder und Claudius noch besucht werden sollten. In solcher Erwartung war der, dessen Kräfte immer mehr abnahmen, voll froher Zuversicht: „Was für ein Abendmahl mir die Vorsehung am Ende meines mühseligen Lebens aufbewahrt hat!“

Es sollte ganz anders kommen. Als schon der Reise-wagen vor der Tür stand, gewahrten die Freunde, daß der Kranke bereits im Begriff war, eine ganz andere Reise anzutreten. Ein Fieber hatte ihn befallen, und am Abend war ein Röcheln auf der Brust, das sichere Anzeichen des nahenden Todes. Alle, die ihm nahestanden, eilten herbei und umgaben mit dem Sohne das Sterbelager. Franz Buchholz war freilich mit seiner Frau nach Pempelfort vorausgeeilt, und die Fürstin Gallitzin, die wohl den tiefsten und nachhaltigsten Eindruck von ihm empfangen hatte, stellte sich erst ein, als er schon verschieden war. Am Morgen des 21. Juni hatte er seinen Lauf vollendet. Genau vor einem Jahr war er von Königsberg aufgebrochen. Jetzt fand er im Garten der Fürstin neben der kleinen Kapelle seine letzte Ruhestätte. Auf den schlichten Grabstein schrieb man neben Worten der Heiligen Schrift aus dem ersten Brief an die Korinther (1, 23. 27) nur:

*Johann Georg Hamann,
dem christlichen Manne.*

Literaturnachweis

Aus der reichen älteren und jüngeren Hamann-Literatur wurden benutzt:

Friedrich Roth: Gesamtausgabe der Schriften Hamanns.

Joh. Classen: J. G. Hamanns Leben und Werke in geordneter gemeinfaßlicher Darstellung. Gütersloh 1878/79.

J. Disselhoff: Wegweiser zu J. G. Hamann, dem Magus des Nordens.

Ferner einige kleinere Schriften der letzten Jahre, die zeigen, daß wir wieder neu nach dem Zeugnis Hamanns fragen.

Wer sich eifrig mit ihm befaßt, wird leicht Weiteres finden.

Hans Bruns

Begegnungen mit Christus

Zeugnisse von Menschen unserer Tage

4., erweiterte Auflage. 192 Seiten. Halbleinen DM 5.80

Inhaltsverzeichnis

- Pastor Hans Bruns: Mein Weg zu Christus
Inspektor W. Fleck: Jesus genügt mir
Magister Hellmut Frey: Klare Führung durch Christus
Direktor Arno Haun: Der lebendige Christus übernimmt die Führung meines Lebens
Obering. a. D. Hennes: Froh in Christus
Major a. D. Krueger: Aus anezogener Frömmigkeit zum lebendigen Christusglauben
Kaufmann K. Martenstein: Christuserleben in Spanien
Schwester Gertrud Mehl: Kunstreiterin oder Diakonisse?
Dr. Alo Münch †: Fußspuren Gottes in meinem Leben
Pastor Erwin Paehl: Vom Atheismus zu Christus
Schriftsteller Hans Pförtner †: Vom gegenwärtigen Christus in meinem Leben
Rittergutsbesitzer von Reden: Der Ruf zu Christus mitten im Krieg
Arthur Richter: Wie Christus mir als modernem Menschen begegnet ist
Friedrich von der Ropp: Den Sinn des Lebens gab mir Christus
Dozent Dr. P. Scharpff: Christus auf allen Lebenswegen
Elisabeth Tschierske: Durch Christus leiblich und seelisch gesundet
Pfarrer H. Fuchs: Wie Christus heute zum modernen Menschen kommt

Daß Christus eine lebendige Wirklichkeit ist, kann man modernen Menschen kaum anders beweisen als dadurch, daß man ihnen erzählt, wie Christus Menschen von heute begegnet ist. Hier sind 17 solcher Zeugnisse zusammengestellt von Menschen, die bis auf zwei noch unter den Lebenden weilen. Da steht der Pfarrer neben dem Offizier, der Rittergutsbesitzer neben dem Schriftsteller, der Ingenieur neben dem Lehrer. Und alle wollen sie nichts anderes als zu dem Christus rufen, der auch sie einst in seine Nachfolge gerufen und glücklich gemacht hat.

BRUNNEN - VERLAG GMBH . GIESSEN / BASEL

Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Eine Reihe christlicher Lebensbilder

Die durchweg ausgezeichnet abgefaßten Schriften eignen sich in ganz hervorragendem Maße zur Verwendung im Religionsunterricht, für Konfirmanden- und Jugendstunden, für Männer- und Frauenabende, für die Zurüstung der Helfer und Helferinnen im Gemeindedienst sowie als feine Geburtstags- oder Weihnachtsgabe an verdiente Gemeindeglieder und an unsere Jugend.

„Evang. Kirchenbote für die Pfalz“

In jedem Band betrachtet man nicht nur den Ablauf eines bedeutenden Lebens, man sieht auch staunend Gottes Wunderwege im Leben der Männer und Frauen, man erkennt die ernsten Führungen und die ausgestreckten Segenshände des Meisters, dessen Eigentum das Leben des einzelnen geworden war.

„Männliche Diakonie“

Das ist ein außerordentlich glückliches Unternehmen, die Lebensbilder dieser Zeugen Gottes in so volkstümlicher und plastischer Art darzustellen. Die literarische Verwertung der besten Quellen ist dabei besonders hervorzuheben. Ein wirklicher Dienst zur kirchengeschichtlichen Blickerweiterung und Glaubensstärkung.

Sup. Lic. Th. Brandt

Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Band

- 1 E. Senf: **Friedrich von Bodelschwingh**. Der Vater des Bethel-Werkes.
- 2 W. Busch: **Pastor Wilhelm Busch**. Ein fröhlicher Christ.
- 3 A. Münch: **Johann Christoph Blumhardt**.
- 4 F. Seebaß: **Carl Hilty**. Jurist, Historiker und Christ.
- 5 E. Bunke: **Samuel Keller**. Gottes Werk und Werkzeug.
- 6 M. Wurmb von Zink: Was ich mit Jesus erlebte.
- 7/8 F. Seebaß: **Matthias Claudius**. Der Wandsbecker Bote.
- 9/10 F. Seebaß: **Mathilda Wrede**. Die Freundin der Gefangenen und Armen.
- 11 M. Spörlin: **Heinrich Jung-Stilling**. Wanderer an Gottes Hand.
- 12/13 F. Seebaß: **Paul Gerhardt**. Der Sänger der evang. Christenheit.
- 14 F. Seebaß: **Johann Sebastian Bach**. Der Thomaskantor.
- 15 A. Roth: **Eva von Tiele-Winckler**. Die Mutter der Vereinsamen.
- 16/17 A. Pagel: **Otto Funcke**. Ein echter Mensch — ein ganzer Christ.
- 18/19 C. H. Kurz: **Toyohiko Kagawa**. Der Samurai Jesu Christi.
- 20 E. Bunke: **Curt von Knobelsdorff**. Der Herold des Blauen Kreuzes.
- 21 H. Petri: **Henriette von Seckendorff**. Eine Mutter der Kranken und Schwermütigen.
- 22/23 A. Pagel: **Jakob Gerhard Engels**. Von der Macht eines wahren Jüngers Jesu.
- 24 J. Weber: **Elias Schrenk**. Der Bahnbrecher der Evangelisation in Deutschland.
- 25/26 A. Jung-Hauser: **Markus Hauser**. Ein Hoffnungsleben.
- 27/28 F. Seebaß: **Ludwig Richter**. Künstler und Christ.
- 29/30 A. Pagel: **Ludwig Hofacker**. Gottes Kraft in einem Schwachen.
- 31/32 A. Pagel: **Gräfin Waldersee**. Tante Hanna, Mutter Fischbach. Drei Frauen im Dienste Jesu.
- 33/34 C. H. Kurz: **Johann Friedrich Oberlin**. Der Patriarch des Steintals.
- 35/36 C. H. Kurz: **Franziskus von Assisi**. Der Herold des großen Königs.

Band

- 37 E. Bunke: **C. H. Spurgeon**. Prediger von Gottes Gnade.
- 38 W. Michaelis: **Nachlese von jahrzehntelangem Dienst auf dem Acker des Evangeliums**.
- 39 O. Eberhard: **Johann Heinrich Pestalozzi**. Mensch, Christ, Bürger, Erzieher.
- 40 F. Rudersdorf: **J. Hudson Taylor**. Sein Werk und seine Missionsmethoden.
- 41/42 E. Bunke: **Carl Heinrich Rappard**. Ein Zeuge Jesu Christi.
- 43/44 A. Hauge: **Hans Nielsen Hauge**. Der Apostel Norwegens.
- 45 G. Geiß: **Johann Albrecht Bengel**. Gottesgelehrter und Ewigkeitsmensch.
- 46/47 A. Katterfeld — W. Igenstein: **Friedrich Braun**. Ein Baumeister Gottes im Schwabenland.
- 48 G. Geiß: **Dwight L. Moody**. Vom Kaufmann zum Evangelisten.
- 49/50 F. Seebaß: **Friedrich Christoph Oetinger**. Denker und Seelsorger.
- 51/52 F. Seebaß: **Karl Büchsel**. Aus den Erinnerungen eines Landgeistlichen.
- 53/54 J. Weber: **Peter Weber**. Was eine kleine Kraft vermag.
- 55/56 H. Bruns: **Minna Popken**. Eine Ärztin unter Christus.
- 57/58 H. Bruns: **Ernst Modersohn**. Ein auserwähltes Werkzeug Gottes.
- 59/60 A. Pagel: **Alfred Christlieb Beter** und **Schriftforscher**.
- 61 W. Dicke: **Anna von Borries**. Die Helferin der Körperbehinderten.
- 62/63 A. Pagel: **Der alte Rahlenbeck, Ohm Michel, Vater Wirths**. Wie Gott Originale formt.
- 64/65 E. Thomsson: **Traugott Hahn**. Ein Märtyrer der baltischen Kirche.
- 66/67 J. Roeßle: **Johannes Wesley**. Der Vater der methodistischen Erweckungsbewegung.
- 68 C. H. Kurz: **Georg Müller**. Ein weltweiter Gotteszeuge.
- 69 A. Stucki: **Alexander Vömel**. Ein Leben unter Gottes Führung.
- 70 C. H. Kurz: **Thomas John Barnardo**. Der Vater der Niemandskinder.
- 71 H. Steege: **Johann Georg Hamann**. Ein Prediger in der Wüste.